

Alfred Hitchcock Die drei ??? **Das leere Grab**



Kosmos

Die drei ???

Das leere Grab

Fassungslos starrt Justus auf das Foto, das ein Freund erst vor wenigen Tagen in Venezuela geschossen hat. Die Frau auf dem Bild ist Catherine Jonas, Justus' Mutter. Doch wie ist das möglich? Seine Eltern sind seit über zehn Jahren tot! Ihr Flugzeug stürzte vor der Küste Südamerikas ins Meer. Wer also verbirgt sich hinter dem amerikanischen Ehepaar Jonas? Benutzt jemand die Identität von Catherine und Julius Jonas?

Oder gab es damals doch Überlebende des Flugzeugabsturzes? Aber warum haben sich seine Eltern dann nie bei ihm gemeldet?

Der Erste Detektiv reagiert kopflos.

Ohne zu überlegen, bucht er einen Flug und landet in der gefährlichsten Stadt Venezuelas: der Diamantenstadt Suerte.

Alfred Hitchcock

Die drei ??? Das leere Grab

erzählt von
André Marx

Kosmos

Schutzumschlag von Aiga Rasch, Leinfelden-Echterdingen

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Marx, André:

Die drei ??? – Das leere Grab / erzählt von André Marx. Alfred Hitchcock. –

Stuttgart: Kosmos, 1997

ISBN 3-440-07477-3

© 1997, Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. Stuttgart

Based on characters created by Robert Arthur. This work published by arrangement with Random House, Inc.

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-440-07477-3

Printed in Czech Republic / Imprimé en République tchèque

Satz: Steffen Hahn GmbH, Kornwestheim

Herstellung: Těšínská Tiskárna, Český Těšín

Eine Zentrale voller Erinnerungen

»Justus! Post für dich!« Tante Mathildas durchdringende Stimme schallte über den Schrottplatz und riss Justus aus seiner Arbeit: Er hockte auf dem Fußboden der Zentrale inmitten eines Berges von Aktenordnern und hatte gerade über deren widersprüchliche Bezeichnung nachgedacht. Wie konnte man diese Dinger Aktenordner nennen? Von Ordnung war hier keine Rede: Die Aktenstapel hatten sich über den ganzen Boden verteilt. Ratlos fuhr er sich durch das dunkle Haar und stemmte sich in die Höhe. Die Post war verlockender als das Chaos, das er in der Zentrale angerichtet hatte.

Er verließ den Campinganhänger, der seinen Freunden und ihm als Büro für ihr Detektivunternehmen diente, überquerte den Schrottplatz und griff nach der Post, die seine Tante auf die Treppe der Veranda des Jonasschen Wohnhauses gelegt hatte: die Telefonrechnung und eine Postkarte. Während er die Karte las, schlenderte er zurück zur Zentrale. In diesem Moment radelten Bob Andrews und Peter Shaw auf den Platz. Peters Sportlichkeit und Bobs Umweltbewusstsein veranlassten sie immer häufiger dazu, ihre Autos zu Hause zu lassen.

»Hi, Justus!«, rief Peter. »Post für uns? Vielleicht ein neuer Fall?«

»Wäre dir das denn recht?«, erwiderte der Erste Detektiv. »Kelly raubt dir doch jede freie Minute.«

»Ach! Wäre ich dann hier?«

Bob hielt sich zurück. Er kannte die ewigen Frotzeleien der beiden nur zu gut und mischte sich selten ein.

»Es ist kein neuer Fall«, fuhr Justus fort, während seine Freunde ihre Räder abstellten, »sondern eine Karte von Allie.«

»Allie? Doch nicht etwa Allie Jamison?« Bob zog die Augenbrauen hoch.

»Doch, genau diese Allie.«

»Die gibt es noch?«, sagte Peter verblüfft. »Wir haben seit

Ewigkeiten nichts von ihr gehört.«

»Das macht gar nichts, wenn du mich fragst.« Bob dachte mit gemischten Gefühlen an das Mädchen, mit dem sie zweimal in der Vergangenheit zusammengearbeitet und spannende Fälle gelöst hatten. Obwohl sie nett war, war ihnen Allie durch ihre ungestüme und besserwisserische Art manchmal ziemlich auf die Nerven gegangen. »Was schreibt sie denn?«

»Nur ein paar Grüße an uns drei. Sie geht jetzt in San Francisco aufs College.«

Peter öffnete die Tür zur Zentrale und stoppte abrupt. Entgeistert starrte er auf das Chaos zu seinen Füßen. »Was ist das denn!«

»Das ist der Grund, warum ihr heute Nachmittag hierher kommen solltet. Ich habe euch extra nicht gesagt, dass es ums Aufräumen geht. Sonst hättet ihr euch bestimmt eine überzeugende Ausrede einfallen lassen.« Justus grinste breit.

»Aufräumen?« Peter schob sich an dem Aktenberg vorbei in den Campinganhänger. »Vorgestern sah es hier aber noch nicht so aus. Hast du den ganzen Krempel extra reingeschleppt, damit wir ihn aufräumen?«

Justus schüttelte den Kopf. »Weißt du, was das für ein Krempel ist? Unsere Akten, die wir irgendwann mal in einem Ausbruch destruktiver Energien in unseren Tunnel II geworfen haben.«

Peter und Bob starrten ihn an, dann fing Bob an zu lachen. »Richtig! Das hatte ich schon ganz verdrängt. Wir wussten nicht, wohin mit dem Kram, da haben wir ihn mangels Platz einfach in den Geheimgang geschmissen.« Er wurde wieder ernst: »Aber was hast du jetzt damit vor? Wir haben immer noch nicht mehr Stauraum.« Er sah sich um: Die Zentrale war mit dem großen Schreibtisch samt Computer, der kleinen Spüle, dem Faxgerät, dem Kopierer, dem Aktenschrank und dem Labor im hinteren Teil des Wagens voll. Die drei ??? Waren jedes Mal froh, wenn es ihnen gelang, noch drei Stühle unter-

zubringen.

»Richtig. Deshalb werden wir alles in den Computer eingeben. Wozu haben wir ihn denn? Die Informationen, die sich auf Tonnen von Papier verteilt haben, passen locker auf die Festplatte oder drei bis vier Disketten. Und schon sind wir unser Platzproblem ein für allemal los. Wir könnten sogar unseren Tunnel wieder benutzen. Aber bevor wir mit dem Tippen anfangen, sollten wir den ganzen Wust sortieren. Dann geht es nachher schneller.«

Peter seufzte. »Muss das jetzt wirklich sein? Es ist heute so ein schöner Tag. Ich habe wenig Lust ihn in der stickigen Zentrale zu verbringen.«

»Mach doch die Tür auf«, schlug Justus trocken vor. »Im Ernst: Gestern war ein schöner Tag und morgen wird auch ein schöner Tag sein. Wir drücken uns schon seit Monaten um die Arbeit herum. Immer wenn wir anfangen wollten, kam etwas dazwischen. Diesmal nicht. Diesmal kriegen wir es hin. Das habe ich mir fest vorgenommen. Auf geht's!«

Er hockte sich auf den Boden, angelte nach dem erstbesten Ordner und blätterte ihn durch. Währenddessen erklärte er den beiden sein System. Widerwillig setzten Bob und Peter sich dazu und durchforsteten die Papierberge, um sie nach Rechnungen, Quittungen, Fallberichten, Adressen und Informationsmaterial zu ordnen.

Peter wühlte in einem Schuhkarton herum und zog einen Zettel heraus. »Seht euch das an! Eine uralte handschriftliche Notiz von Bob zu unserem allerersten Fall. Sollen wir die auch behalten?«

»Klar!«, rief Bob. »Dieser Zettel hat bestimmt mal Sammlerwert und wird im ersten Drei-???-Museum ausgestellt. Den müssen wir aufheben. Haben wir auch eine Ablage für sentimentale Erinnerungen, Just?«

»Die sollten wir vielleicht einrichten. Ich habe hier nämlich auch etwas Interessantes: Eine unserer ersten Visitenkarten!«

Er reichte sie herum. Auf den kleinen Karten, die sie damals noch mit einer alten Druckerpresse aus ihrer Freiluftwerkstatt hergestellt hatten, stand:

Die drei Detektive	
???	
Wir übernehmen jeden Fall	
Erster Detektiv	Justus Jonas
Zweiter Detektiv	Peter Shaw
Recherchen und Archiv	Bob Andrews

»Die ist ja schon ziemlich ramponiert«, stellte Bob fest. »Damals waren wir unglaublich stolz. Erinnert ihr euch noch, wie wir damit in Alfred Hitchcocks Büro stolziert sind und ihm unsere Dienste angeboten haben?«

»Werde ich nie vergessen.« Peter lachte. »Justus hat sich ganz schön aufgedrängt.«

»Und uns damit unseren ersten Fall beschafft«, ergänzte Justus selbstsicher.

»Ist noch mehr in der Kiste, Peter?«, wollte Bob wissen und nahm sie ihm aus der Hand. Nach einigem Suchen zog er eine silberne Kette heraus. An ihr baumelte ein Anhänger.

»Die silberne Spinne!«, rief Peter. »Meine muss auch noch irgendwo herumfliegen.« Die drei ??? hatten die silbernen Anhänger in Form einer Spinne einmal von einem Klienten als Andenken bekommen, sie jedoch nie getragen.

»Eigentlich zu schade, sie in irgendeiner Ecke verstauben zu lassen.«

»Du kannst sie ja Kelly schenken«, schlug Justus vor.

»Ausgerechnet eine Spinne! Die wird sich bedanken.« Peter dachte an die vielen Situationen, in denen er als heldenhafter in Retter in der Not Spinnen aus Kellys Zimmer befördern musste, weil sie sich vor lauter Angst nicht einmal in ihre Nähe

traute. Dass ihm selbst nie besonders wohl dabei war, hatte er bisher erfolgreich verbergen können.

»Sind noch andere Schätze in dem Karton?«, fragte Justus.

Bob wühlte weiter und zog einen Schlüsselbund hervor.
»Was ist das denn?«

Justus nahm ihn ihm aus der Hand und betrachtete sich die Schlüssel genauer. Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf.
»Mensch! Das sind die Schlüssel von Anne, die uns bei dem Fall um das Bombenattentat im Zoo geholfen hat. Wisst ihr noch, wir vergaßen damals sie ihr zurückzugeben. Und als ihr das auffiel, konnten wir sie nicht mehr finden. Wie sind die denn in diesen Karton gekommen?«

Peter zuckte die Schultern. »Inzwischen wird sie wohl Zweitschlüssel haben.« Er nahm Bob die Kiste aus der Hand und stöberte weiter. Er fand noch einige Erinnerungsstücke, die die drei ??? auf immer weitere alte Fälle brachten. Manchmal konnten sie sich an die Einzelheiten nicht mehr genau erinnern und so schlug Bob in den Akten nach, in denen er alle ihre Fälle fein säuberlich dokumentiert hatte. Nach zwei Stunden herrschte in der Zentrale ein größeres Chaos als zuvor und nicht ein einziges Blatt war sortiert worden.

»Meine Güte! Es ist gleich fünf!«, rief Peter erschrocken, als er auf seine Uhr sah. »Ich hatte meiner Mutter doch versprochen heute mit ihr die neuen Tapeten fürs Wohnzimmer auszusuchen. Tut mir Leid, Leute, aber ich muss weg!« Er erhob sich.

»Und ich habe eine Verabredung mit Elizabeth«, sagte Bob.
»Ich schließe mich dir an.«

»He! Wir wollten aufräumen! Ihr könnt doch nicht so einfach abhauen«, protestierte Justus empört.

»Aufräumen?« Bob lachte. »Ist ja nicht viel draus geworden, was?«

»Wir haben uns an alten Erinnerungen festgebissen«, sagte Justus. »Das kommt vor. Aber wenn wir uns jetzt zusammen-

reißen, können wir heute noch viel schaffen.«

»Nein, heute nicht mehr«, widersprach Peter. »Morgen, okay? Morgen fangen wir gleich nach der Schule an. Ciao!« Er verließ die Zentrale. Bob folgte ihm.

Der Erste Detektiv seufzte. »Es ist immer dasselbe. Ständig bleibt die Arbeit an mir hängen.« Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf das vor ihm aufgetürmte Chaos aus Papieren, Ordern und Kisten. Sein Blick fiel auf einen kleinen Karton mit Fotos. Nur für einen Augenblick rang er mit seinem Gewissen. Dann gab er nach, ließ die Unordnung Unordnung sein und widmete sich den Bildern: Peter am Strand mit seinem Surfbrett, Justus daneben. Er fand, dass er neben dem sportlichen Zweiten Detektiv eine ziemlich unglückliche Figur abgab. Seine Diäten hatten zwar etwas gebracht, trotzdem hatte er nach wie vor einige Pfunde zu viel. Schnell legte er das Foto beiseite. Das nächste zeigte Bob in Los Angeles vor einem Plakat für die Verleihung des Filmpreises »Der Goldene Rabe«. Justus, Bob und Albert Hitfield, mit dem sie einmal zusammengearbeitet hatten. Peter und sein Großvater irgendwo in Missouri: Das war auf ihrem Trip zur Ostküste gewesen.

Justus bewegte sich rückwärts durch die Zeit. Irgendwann wurden die Fotos von Peter und Bob weniger, dafür waren öfter Tante Mathilda, Onkel Titus und er selbst zu sehen: als Zehnjähriger, als Achtjähriger auf einer Schaukel, bei der Einschulung ... Es waren eine Menge Fotos und Justus bemerkte gar nicht, wie die Zeit verging. Draußen wurde es langsam dunkel, doch erst als sein Rücken zu schmerzen begann, stand er auf und setzte sich an den Schreibtisch.

Unter dem Licht der Lampe sah er sich die restlichen Fotos an: Bilder von ihm und seinen Eltern. Julius und Catherine Jonas waren bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen, als Justus noch ein kleiner Junge war. Danach war er zu seinem Onkel und seiner Tante gezogen. An seine Eltern konnte er sich kaum noch erinnern, nur einige wenige Szenen aus

seiner frühesten Kindheit waren ihm in Erinnerung geblieben.

Justus betrachtete die Bilder mit gemischten Gefühlen. Wenn er anderen Menschen erzählte, dass seine Eltern vor vielen Jahren gestorben waren, reagierten sie oft mit einer merkwürdigen Betroffenheit, die er selbst gar nicht richtig nachvollziehen konnte. Tante Mathilda und Onkel Titus waren seine Eltern. Von Julius und Catherine Jonas gab es nur noch ein paar blasse Bilder in seinem Kopf und einige Fotos. Trotzdem beschlich ihn ein bedrückendes Gefühl, wenn er an sie dachte. Er fragte sich manchmal, wie es wäre, wenn seine Eltern damals nicht gestorben wären. Vermutlich hätte sein Leben dann ganz anders ausgesehen. Besser oder schlechter? Aber hatte es Sinn, diese Frage zu stellen?

Das schrille Klingeln des Telefons riss ihn aus seinen Gedanken. Er zuckte zusammen und brauchte einen Moment, um sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Dann nahm er den Hörer ab. »Justus Jonas?«

»Justus? Hier spricht Albert Hitfield.«

»Mr Hitfield! Schön, mal wieder von Ihnen zu hören. Ich habe gerade an Sie gedacht.«

»Tatsächlich? Wie komme ich zu der Ehre?«

»Ich habe mir ein paar alte Fotos angesehen und auf einem waren Sie«, erklärte Justus. Mr Hitfield war früher Privatdetektiv in New York gewesen, bevor er sein erstes Buch geschrieben hatte und innerhalb kürzester Zeit ein berühmter Krimiautor geworden war. Die drei ??? hatten in der Vergangenheit ein paar Mal mit ihm zu tun gehabt. »Wie geht es Ihnen?«

»So weit recht gut. Ich war ein paar Wochen in Südamerika, um für ein neues Buch zu recherchieren. Heute bin ich zurückgekommen. Ich habe eine Frage an dich, Justus.«

»Geht es um den neuen Roman?«

»Nein, um etwas ganz anderes: Wie heißen deine Eltern, Justus?«

Der Erste Detektiv war verblüfft. »Sie meinen Tante Mathil-

da und Onkel Titus?«

»Nein, ich meine deine richtigen Eltern.«

»Merkwürdig, dass Sie danach fragen. Ich habe mir gerade auch Fotos von ihnen angesehen. Sie heißen Julius und Catherine. Sie hießen. Sie sind vor vielen Jahren gestorben.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen am anderen Ende. Dann sagte Albert Hitfield: »Vielleicht nicht.«

Whisky für Justus

»Danke, dass Sie so kurzfristig Zeit hatten, Morton.« Justus stieg in den Rolls Royce.

»Eine Dienstfahrt für die drei Detektive ist mir immer eine willkommene Abwechslung«, antwortete der Chauffeur, der den drei ??? seit Beginn ihrer detektivischen Karriere zur Verfügung stand. In der letzten Zeit hatten sie seine Dienste nur noch selten in Anspruch genommen, da sie inzwischen selbst den Führerschein hatten. Doch Justus besaß keinen Wagen und er hatte weder Bob noch Peter bitten wollen ihn nach Malibu zu fahren. »Aber diesmal benötigt wohl nur ein einziges? meine Dienste. Oder soll ich Peter und Bob noch abholen?«

»Nein, Morton, ich bin heute Ihr einziger Fahrgast.«

»Wohin soll es denn gehen?«

»Nach Malibu. Zum Cypress Canyon Drive.«

»Geht es um einen neuen Fall?«

Justus schüttelte den Kopf. »Es ist eine private Sache.«

Morton stellte keine weiteren Fragen. Dafür schätzte Justus ihn sehr. Die Berufsehre des Chauffeurs verlangte Diskretion, an die er sich in den meisten Fällen auch hielt. Wenn Justus schwieg, würde Morton nicht versuchen ihn auszuhorchen. Und im Moment hatte der Erste Detektiv keine Lust zu reden. Tausend Dinge schwirrten ihm durch den Kopf, seit Albert Hitfield ihn angerufen hatte. Der Schriftsteller hatte ihm vorge schlagen vorbeizukommen, statt die Angelegenheit am Telefon zu besprechen. Was konnte ihn auf die Idee gebracht haben, dass Justus' Eltern möglicherweise nicht tot waren?

Nach Malibu war es nicht weit, doch Justus kam die Fahrt endlos vor. Er merkte, dass seine Hände schweißnass waren. Zornig rief er sich in Gedanken zur Ordnung. Was immer Mr Hitfield ihm zu sagen hatte: Alles würde eine logische Erklärung finden. Er musste sich keine Sorgen machen.

Die Straße wurde schlechter. Der Asphalt wich einem mit

Schlaglöchern übersäten Schotterweg. Justus warf einen Seitenblick auf Morton, der das Lenkrad krampfhaft festhielt, als fürchtete er, es könne davonfliegen. Der Chauffeur bemerkte die Neugier des Ersten Detektivs. »Ich gebe zu, dass ich den Wagen ungern in eine solche Gegend fahre. Die Straße ist eine Katastrophe. Gut, dass es nicht geregnet hat.«

»Sonst wäre der Rolls bald ziemlich ruiniert«, gab Justus zu. »Aber glücklicherweise ist der Wagen in erstklassigem Zustand. Die Schlaglöcher werden ihm nichts anhaben.«

»Nett von dir, mich beruhigen zu wollen. Trotzdem wäre es mir lieber, wenn wir bald ankämen.«

»Da sind wir!« Justus wies nach vorn. Zwischen einigen hohen Bäumen schimmerte das Licht eines großen alten Hauses hindurch.

»Ich hätte nicht gedacht, dass so weit draußen noch jemand wohnt«, gestand Morton.

»Das ging mir auch durch den Kopf, als ich das erste Mal hier war.«

Der Chauffeur fuhr den Wagen durch die Einfahrt und hielt neben Mr Hitfields Auto. »Ich warte hier.«

»Es könnte aber länger dauern«, warnte Justus.

»Das macht nichts. Ich bin es gewohnt zu warten. Außerdem habe ich mir ein Buch mitgenommen.«

Justus stieg aus, ging auf die Tür zu und klingelte. Albert Hitfield öffnete. Er war ein kleiner, grauhaariger Mann mit dichten Augenbrauen und einer schmalen Nase. In der Hand hielt er einen Stock. Seit einem Unfall vor vielen Jahren humpelte er. »Hallo, Mr Hitfield.«

»Guten Abend, Justus. Du hast dich aber sehr beeilt.«

»Wundert Sie das? Nach dem, was Sie am Telefon angedeutet haben, blieb mir ja nichts anderes übrig.« Sie gingen ins Wohnzimmer, in dessen Kamin ein Feuer prasselte. Justus nahm auf einer wuchtigen altmodischen Ledercouch Platz.

»Möchtest du etwas trinken?«

»Nein, danke, Mr Hitfield. Worum geht es? Verzeihen Sie, dass ich so direkt sein muss, aber mir ist im Moment nicht nach Smalltalk zu Mute.«

»Das kann ich verstehen. Gut, ich werde gleich loslegen: Wie ich dir am Telefon schon sagte, war ich in den letzten Wochen in Südamerika und habe in Venezuela Nachforschungen für einen neuen Krimi angestellt. Ich lebte in einem kleinen Urwalddorf in einer Pension und lernte dort ein nettes amerikanisches Ehepaar namens Jonas kennen.«

Justus zuckte unwillkürlich zusammen.

»Sie waren ebenfalls Touristen. Beim Abendessen kam ich mit ihnen ins Gespräch. Als ich ihnen sagte, dass ich aus Kalifornien komme, waren sie überrascht und erzählten, dass sie früher auch hier gewohnt hätten. Da wurde ich stutzig. Ich hatte natürlich schon an dich gedacht, als sie mir ihren Nachnamen nannten. Der Name Jonas ist nicht gerade häufig. Doch als sie sagten, sie kämen aus Kalifornien, hakte ich nach und sie sprachen von einer kleinen Stadt in der Nähe von Los Angeles, in der sie früher gelebt hatten. Ab da gab es für mich keinen Zweifel: Sie mussten Verwandte von dir sein und ich fragte sie, ob sie einen Justus Jonas kennen. Ihre Reaktion war sehr merkwürdig: Sie murmelten etwas davon, dass sie keine Verwandten hätten. Kurze Zeit später standen sie einfach auf und gingen. Seitdem mieden sie mich. Ich habe sie noch ein paar Mal beobachtet. Sie waren ziemlich nervös. Als ich abreiste, schienen sie erleichtert zu sein. Während der letzten Tage habe ich noch versucht mehr über sie herauszufinden, bin jedoch nicht weit gekommen. Ich habe nicht einmal ihren jetzigen Wohnort in Erfahrung bringen können. Meine Zeit als Privatdetektiv liegt schon etwas zurück, ich bin wohl aus der Übung gekommen.« Er lächelte ein wenig. »Doch wenigstens sind mir ihre Vornamen bekannt: Sie heißen Julius und Catharine Jonas.«

Justus' Magen zog sich zusammen. Plötzlich hatte er das Ge-

fühl schwerelos im Raum zu schweben. Verzweifelt versuchte er Kontakt zu seiner Zunge aufzunehmen, um etwas zu sagen: »Könnte ... könnte ich vielleicht doch etwas zu trinken haben?«

»Selbstverständlich. Cola?«

»Einen Whisky.« Justus hatte noch nie Whisky getrunken und wusste auch nicht, wie er schmeckte. Er hatte nicht einmal eine Ahnung, warum er das gesagt hatte.

Mr Hitfield starrte ihn verblüfft an. »Ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist«, sagte er.

»Ich glaube schon«, antwortete Justus mechanisch.

Albert Hitfield stand auf und ging zur Hausbar in einer Ecke des Raumes. Wenig später kam er mit einem Glas hellbrauner Flüssigkeit zurück. Justus trank einen Schluck – und bekam keine Luft mehr. Der Whisky brannte in seinem Hals wie Feuer und Justus hustete. Für einen Moment raubte es ihm den Atem.

Tränen schossen ihm in die Augen, doch dann breitete sich eine wohlige Wärme in seinem Bauch aus.

»Geht's wieder?« Mr Hitfield sah ihn besorgt an.

Justus schüttelte sich. »Ja. Ja, ich glaube schon. Widerliches Zeug. Aber jetzt spüre ich meinen Körper wenigstens wieder. Mr Hitfield, das alles muss ein verrückter Zufall sein. Meine Eltern sind seit über zehn Jahren tot.«

»Wie sind sie gestorben?«

»Bei einem Flugzeugabsturz.«

»Wo war das?«

Justus schluckte. »Über dem Meer. Vor ... vor der Nordküste Südamerikas.«

»Über dem Meer«, wiederholte Albert Hitfield. »Ist das Wrack je geborgen worden?«

Justus räusperte sich. Sein Mund war trocken wie eine Wüste. »Nur zum Teil.«

»Und die Insassen?«

Der Erste Detektiv zögerte. »Sie haben nur wenige Ertrunke-

ne gefunden. Meine Eltern galten als vermisst. Bis sie schließlich ... für tot erklärt wurden.« Plötzlich wurde er wütend. »Und das mit gutem Grund. Sie sind tot!«

»Justus, ich sage doch gar nicht, dass sie es nicht sind. Ich dachte nur, dass ich dir meine Entdeckungen mitteilen sollte.«

»Entschuldigung, Mr Hitfield. Sie haben ja Recht. Das alles ist nur so ... überraschend für mich.«

Sie schwiegen eine Weile. Dann griff Hitfield nach einer Papiertüte, die auf dem Tisch lag. »Ich habe hier noch etwas: Fotos, die ich von Mrs Jonas gemacht habe. Eigentlich hatte ich noch viel mehr Bilder, auf denen auch ihr Mann zu sehen war, doch der Film ist mir auf meiner Reise leider ins Wasser gefallen. Vielleicht hilft dir das weiter.« Er reichte ihm die Bilder.

Justus' Hand zitterte, als er sie entgegennahm. Auf den Bildern war eine Frau Anfang vierzig zu sehen. Sie hatte schulterlanges, gewelltes schwarzes Haar und eine spitze Nase. Justus betrachtete alle Fotos genau. Dann sagte er: »Ich kann mich an meine Eltern kaum noch erinnern. Ich kenne nur die Bilder, die mein Onkel hat. Und die sind schon über zehn Jahre alt. Meine Mutter ...« Er stockte und betrachtete erneut die Aufnahmen. »Es ... besteht eine gewisse Ähnlichkeit. Sie könnte meine Mutter sein.«

Das leere Grab

»Es ist sieben Uhr. Hier ist Sam Jones mit den Morgennachrichten. Los Angeles: Die Brandkatastrophe am ...« Justus schaltete den Radiowecker aus. Schon sieben? Er war erst vor wenigen Stunden eingeschlafen, nachdem er sich unruhig die halbe Nacht hin und her gewälzt hatte. Am liebsten wäre er einfach liegen geblieben. Doch früher oder später würde Tante Mathilda ihn wecken. Um neugierigen Fragen auszuweichen stand Justus freiwillig auf. Er ging ins Bad und duschte.

»Guten Morgen!«, flötete Tante Mathilda, als Justus die Küche betrat.

»Morgen.«

»Schlecht geschlafen?«

»Hm.« Justus hatte keine Lust zu antworten. Er mochte seine Tante wirklich gern, doch ihre morgendliche Munterkeit war manchmal etwas anstrengend. Sie merkte das meist und fragte nicht weiter. Justus unterbot sein Frühstücksmilch und verließ bereits nach einem halben Brötchen das Haus. Er holte sein Fahrrad und machte sich auf den Weg zur Schule.

Nach einigen Hundert Metern folgte er einem plötzlichen Impuls und bog nach links in Richtung Santa Monica ab. Mitschüler kamen ihm auf dem Fahrrad entgegen, doch das störte ihn nicht. Unbeirrt fuhr er weiter Richtung Küste, bis er das schmiedeeiserne Tor zum Friedhof von Rocky Beach erreichte.

Er stellte das Rad ab und betrat das Friedhofsgelände. Um diese Tageszeit war kein Mensch hier. Die Luft war kühl und Tau glänzte auf den großen Rasenflächen. Doch die noch knapp über dem Horizont stehende Sonne versprach einen weiteren warmen Tag.

Justus schlenderte über die kiesbestreuten Wege und ließ seinen Blick über die vielen Grabsteine wandern. Er war selten hier. Nur einmal im Jahr am Todestag seiner Eltern kam er zusammen mit Onkel Titus und Tante Mathilda hierher. Er

hatte auch nie verstanden, warum Menschen ihre verstorbenen Verwandten oder Freunde auf dem Friedhof besuchten. Wenn er an seine Eltern denken wollte, musste er nicht extra auf den Friedhof gehen.

Heute war es anders.

Er erreichte den Grabstein, auf dem die Namen seiner Eltern standen. Davor waren einige Blumen gepflanzt. Tante Mathilda pflegte sie regelmäßig. Justus betrachtete sie: rote Blumen. Grauer Stein. Zwei Namen. Das war alles. Warum war er hier?

Das Grab war leer. Man hatte die Körper der meisten Flugpassagiere nach dem Absturz nicht gefunden. Trotzdem hatte es eine symbolische Beerdigung gegeben. Unter Justus' Füßen befand sich nichts als Erde. Dies war ein Grab ohne Tote und vielleicht sogar ein Grab, das es gar nicht geben durfte.

Hinter ihm näherten sich Schritte auf dem Kiesweg. Justus beachtete sie nicht weiter, doch dann sprach ihn jemand an.

»Justus? Was tust du denn hier?«

Er drehte sich um. »Lys! Dasselbe könnte ich dich fragen.«

»Ich war gerade auf dem Weg zum College und sah dich von der Straße aus hier auf dem Friedhofsgelände.« Das blonde Mädchen wies zum Gitter, das den Friedhof von der Straße trennte. Es war nicht weit entfernt und ihr Wagen war auf der anderen Seite zu sehen. »Da habe ich angehalten. Musst du nicht zur Schule?«

»Musst du nicht ins College?«, gab Justus ein wenig zu scharf zurück.

»Nein«, antwortete Lys etwas verwirrt. »Jedenfalls nicht, wenn du mir etwas erzählen möchtest.«

»Es gibt nichts zu erzählen.«

Lys blickte ihn vorwurfsvoll an. »Du meinst also, es ist ganz normal, die Schule zu schwänzen und sich auf dem Friedhof herumzutreiben.«

»Nein«, gab Justus zu. »Entschuldige. Hast du Zeit?«

Lys zuckte die Schultern. »Wenn es wichtig ist, ja. Ich kann

die erste Vorlesung ausfallen lassen.«

»Gut. Dann komm mit. Wir setzen uns auf die Bank. Und dann erzähle ich dir, was mir gestern passiert ist.« Justus berichtete ihr von Mr Hitfields Anruf am Vortag und seinem Besuch in Malibu.

Lys traute ihren Ohren nicht. »Aber wie ist denn das möglich?«

»Das wüsste ich selbst gern.«

»Deine Eltern sind vor elf Jahren gestorben. Wenn sie überlebt hätten, wären sie doch nicht einfach so verschwunden!«

Justus spielte nervös mit dem Saum seines T-Shirts. »Da hast du sicher Recht. Aber glaubst du an einen Zufall? Der Name Jonas ist selten. In Kombination mit den Vornamen Catherine und Julius noch seltener. Und dass eine Catherine und ein Julius miteinander verheiratet sind, kommt in ganz Amerika vielleicht ein Dutzend Mal vor. Die beiden kommen aus der Nähe von Los Angeles. Und du darfst ihre merkwürdige Reaktion auf Hitfields Frage nach Verwandten nicht vergessen.«

Lys nickte ungeduldig. »Na schön. Aber wie erklärst du dir das?«

»Ich weiß es nicht.«

»Könnte es nicht doch ein unglücklicher Zufall sein?«

Justus sah sie Hilfe suchend an. »Glaub mir, Lys, niemandem wäre das lieber als mir.«

»Was meinst du damit?«

»Wenn es kein Zufall ist und die beiden sind wirklich meine Eltern, stehe ich vor hundert Fragen, die ich mir nicht beantworten kann: Warum sind sie nach dem Absturz spurlos verschwunden? Wollten sie mich und den Rest ihrer Familie loswerden? Vielleicht haben sie den Unfall nur vorgetäuscht, um sich abzusetzen.«

»Das sind doch alles nur Spekulationen«, warf Lys ein.

»Sicher. Was meinst du, womit ich die letzte Nacht verbracht habe? Ich versuchte mir die ganze Sache irgendwie logisch zu

erklären. Wenn sie nicht absichtlich geflohen sind, dann waren sie vielleicht vor jemandem auf der Flucht. Oder sie wurden irgendwo gegen ihren Willen festgehalten. Ich habe mir schon den Kopf zerbrochen und bin zu keiner Lösung gekommen.«

»Du musst versuchen, logisch an die Sache heranzugehen«, sagte Lys.

»Was meinst du, was ich tue?«, fuhr Justus sie an. Gleich darauf besann er sich: »Entschuldige. Ich bin im Moment ziemlich durcheinander.«

Lys seufzte und legte ihre Hand auf seine. »Das nimmt dich ganz schön mit, was?«

Justus senkte den Kopf. »Ich gebe es zwar ungern zu, aber es stimmt. Das Schlimmste an der Sache ist, dass ich mit Logik diesmal nicht weiterkomme. Ich drehe mich im Kreis. Mein logisches Denken ist völlig ausgeschaltet.«

»Und das ist deine schwächste Stelle.« Lys nickte. »Es ist schlimm, wenn plötzlich alle Werte und Vorstellungen in Frage gestellt werden.«

»Genau das ist der Punkt. Gestern war noch alles in Ordnung und heute ist alles anders. Durch die simple Frage, ob meine Eltern vielleicht noch leben könnten, hat sich mein ganzes Leben verändert. Dinge, die vorher selbstverständlich waren, sind es jetzt nicht mehr. Ich frage mich ständig, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn meine Eltern nicht gestorben wären. Ich wäre nicht bei Tante Mathilda und Onkel Titus aufgewachsen. Wer weiß, wie sehr mich das verändert hätte. Das Leben bei den beiden hat mich so sehr geprägt, dass ich gar nicht weiß, wer oder was ich ohne sie wäre. Das ist eine ziemlich bittere Erkenntnis: Ich bin mir meiner selbst nicht mehr sicher, weil ich nicht weiß, wie viel in meinem Leben wirklich von mir kam und wie viel von außen beeinflusst wurde. Was für ein Mensch wäre ich heute, wenn meine Eltern noch leben würden? Mir macht diese Frage Angst. Denn sie zeigt mir, wie sehr alles vom Zufall beeinflusst wird. Weil ein

Techniker bei der Fluggesellschaft einen schlechten Tag hatte, unterlief ihm ein Fehler. Deswegen gab es eine Katastrophe auf dem Flug nach Südamerika. Das Flugzeug stürzte ab. Viele Menschen kamen ums Leben. Und plötzlich stand der fünfjährige Justus Jonas alleine da und wurde von seinem Onkel und seiner Tante aufgenommen. Wegen des Fehlers eines einzigen Menschen bei der Fluggesellschaft nahm mein Leben einen völlig anderen Weg.«

»Das ist Schicksal«, sagte Lys.

»Oder Zufall.«

»Ist das ein Unterschied?«

»Natürlich. Mit einem Zufall könnte ich mich abfinden. Aber wenn jetzt, elf Jahre später, Namen und Fotos auftauchen, die vermuten lassen, dass meine Eltern noch leben, kann es kein Zufall mehr sein. Venezuela ist weit weg. Trotzdem erfahre ich über Umwege von der Existenz eines Ehepaares mit dem Namen Jonas. Das sieht verdammt nach Schicksal aus, auch wenn ich es lieber leugnen würde. Und das macht mir Angst.«

»Warum Angst?«

»Weil ich mir so ausgeliefert vorkomme. Ich habe die Dinge nicht mehr unter Kontrolle. Mein Leben lang habe ich an der Logik festgehalten, doch die wird plötzlich in Frage gestellt. Das Schicksal kommt vollkommen unerwartet auf mich zu und ich habe keine Chance auszuweichen. Wenn das alles vorherbestimmt ist, welche Überraschungen hält die Zukunft noch für mich bereit?«

»Ich glaube nicht, dass alles vorherbestimmt ist. Immerhin kannst du jetzt frei entscheiden, was du tun wirst«, meinte Lys.

»Frei entscheiden?« Justus lachte bitter auf. »Du machst Witze. Ich kann nicht frei entscheiden. Mir bleibt nur eine Wahl.«

»Und die wäre?«

»Ich muss nach Venezuela.«

»Wann?«

»So bald wie möglich.«

»Warum?«

Justus sah sie ernst an. »Die beiden sind nur Touristen. In ein paar Tagen sind sie vielleicht schon abgereist. Mr Hitfield hat ihren Wohnort in den Vereinigten Staaten nicht herausbekommen können. Wenn ich also mehr erfahren will, muss ich so schnell wie möglich los, um die beiden nicht zu verpassen.«

Lys seufzte. »Justus, du solltest dir das noch einmal ganz genau überlegen. Jetzt eine Entscheidung zu treffen wäre ...«

»Genau richtig«, fiel Justus ihr ins Wort. »Ich weiß, was du mir sagen willst, Lys. Der ganze Vorfall liegt noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden zurück und ich sollte mir alles gründlich durch den Kopf gehen lassen. Aber du ahnst nicht, wie die letzte Nacht für mich gewesen ist. Ich habe gegrübelt und gegrübelt und gegrübelt und keine Antworten gefunden. Diesem Problem ist mit Logik nicht beizukommen. Ich muss handeln, wenn ich die Lösungen finden will. Und je länger ich damit warte, desto kribbeliger werde ich.«

»Das kann ich ja verstehen. Aber musst du deswegen gleich nach Venezuela? Reicht es nicht, wenn du versuchst brieflich oder telefonisch mit ihnen Kontakt aufzunehmen? Oder erst mal mehr über sie herauszufinden? Du bist Detektiv! Es dürfte doch kein Problem für dich sein, von hier aus genug über die beiden in Erfahrung zu bringen.«

Justus schüttelte den Kopf. »Darum geht es nicht. Ich habe das Gefühl, dass ich keinen Tag mehr zögern darf, um die Wahrheit herauszufinden. Und das gelingt mir sicherlich schneller, wenn ich sie auf dem direkten Weg suche.«

»Keinen Tag mehr zögern?« Lys sah ihn erschrocken an. »Wann willst du denn los?«

»So bald wie möglich. Am liebsten jetzt gleich.« Justus lachte. »Aber das wird wohl nicht gehen. Ich denke an morgen oder übermorgen.«

»Morgen oder übermorgen? Aber du hast noch Schule!«

»Pech. Darauf kann ich jetzt keine Rücksicht nehmen.«

»Wenn du einfach so verschwindest, bekommst du Riesenärger!«

»In ein paar Tagen beginnen die Ferien«, erinnerte Justus. »Ich werde beim Direktor eine Urlaubswoche beantragen. In besonderen Fällen macht die Schule eine Ausnahme und entlässt einen früher in die Ferien. Ich denke, dies ist ein besonderer Fall. Sogar ein spezialgelagerter Sonderfall, wie Peter sagen würde.«

»Wissen deine Freunde schon davon? Und Onkel Titus, Tante Mathilda?«

Justus schüttelte den Kopf. »Ich habe bisher mit niemandem gesprochen. Außer mit dir.« Er lächelte. »Es tat ganz gut, den ganzen Kram loszuwerden. Danke.«

Lys lächelte nicht. »Ich mache mir Sorgen, Justus.«

»Warum? Meinst du nicht, dass ich auch in Venezuela ganz gut auf mich aufpassen kann?«

»Das schon. Aber ich habe dich noch nie so unruhig erlebt. Normalerweise lässt du erst deine Denkmachine rotieren, bevor du etwas tust. Du bist kein Freund von schnellen Entschlüssen. Das passt nicht zu dir.«

»Da magst du Recht haben. Aber im Moment passt auch der Rest nicht mehr zusammen. Ich werde nach Venezuela fliegen und zwar so bald wie möglich. Und ich werde herausfinden, ob meine Eltern noch leben.«

Einsame Entscheidung

»Was?«

»Morgen?«

»Bist du wahnsinnig?«

»Bob, Peter«, sagte Justus ganz langsam, »beruhigt euch.«

Die drei saßen in der Zentrale um den Haufen Aktenordner herum, der noch immer nicht sortiert und weggeräumt worden war – Justus auf dem Schreibtischstuhl, die beiden anderen auf dem Boden. Peter und Bob hatten sich gewundert, warum Justus nicht in der Schule erschienen war, und waren wie verabredet am Nachmittag auf dem Schrottplatz aufgetaucht, wo der Erste Detektiv sie erwartet hatte. Justus berichtete den beiden ausführlich, was geschehen war. Auch seine beiden Freunde konnten die Geschichte kaum glauben. Doch richtig schockiert waren sie erst, als Justus ihnen von seinen Plänen erzählte.

»Aber du kannst doch morgen nicht einfach nach Südamerika fliegen! Woher willst du denn so viel Geld nehmen?«, fragte Peter aufgebracht.

»Vom Konto.«

»Aber das Geld ...«, begann Bob.

»Ist eigentlich für mein Studium gedacht, ich weiß«, fiel Justus ihm ins Wort. »Aber man muss Prioritäten setzen.«

»Wie teuer ist denn der Flug?«

»Ein paar Hundert Dollar.«

»Ein paar Hundert Dollar? Wie viel sind ein paar?«, wollte Peter wissen.

»Wenn ich euch das erzähle, regt ihr euch nur noch mehr auf. Ihr seid ja schlimmer als Tante Mathilda.«

»Was sagt die denn dazu?«, fragte Peter.

Justus zuckte die Schultern. »Die weiß noch gar nichts. Onkel Titus auch nicht.«

»Ach! Und wie willst du ihnen das beibringen?«

»Gar nicht. Sie würden mich nämlich niemals weglassen.«

»Du willst es ihnen nicht sagen? Bist du völlig übergeschnappt?« Peter starrte ihn entgeistert an.

»Mein Vater war ... ist ... war Onkel Titus' Bruder. Wenn ich ihm nun die ganze Geschichte erzähle, würde auch er nicht mehr ruhig schlafen. Von Tante Mathilda ganz zu schweigen. Das möchte ich den beiden ersparen. Es reicht, wenn einer in der Familie sich den Kopf zerbricht.«

Bob lachte auf. »Und du glaubst, dass sie ruhiger schlafen, wenn du einfach verschwindest? Das kann unmöglich dein Ernst sein.«

»Natürlich nicht. Aber könnt ihr euch vorstellen, was passiert, wenn ich es ihnen sage? Ich würde endlose Diskussionen mit den beiden provozieren. Und die Diskussionen, die ich mit mir selbst führe, reichen völlig. Sie würden mich nicht gehen lassen, das steht fest.«

»Zu Recht, wenn du mich fragst. So überstürzt nach Südamerika zu fliegen ist eine absolute Schnapsidee!«, ereiferte sich Peter.

Justus verzog das Gesicht. »Überstürzt? Wenn ich noch ein paar Tage warte, ist das Ehepaar Jonas vielleicht schon aus Venezuela verschwunden und ich finde sie nie wieder! Das Risiko kann ich nicht eingehen.«

»Glaubst du denn wirklich, dass sie deine Eltern sind?«, fragte Bob.

»Ich weiß es nicht!«, antwortete Justus scharf. »Deshalb muss ich ja hinfliegen! Ich dachte eigentlich, ihr würdet mich unterstützen. Versetzt euch doch einmal in meine Lage! Könnt ihr meinen Standpunkt gar nicht verstehen?«

»Doch, natürlich!«, versuchte Peter ihn zu beruhigen. »Diese ganze Geschichte ist das Verrückteste, was ich je gehört habe. Aber das heißt noch lange nicht, dass du Hals über Kopf deine Zelte hier abbrechen und auswandern sollst.«

»Wer spricht denn vom Auswandern! Ich werde ein paar Ta-

ge weg sein, das ist alles.«

»Und was ist mit der Schule?«, fragte Bob. »Die Ferien beginnen erst Ende dieser Woche.«

»Ich war heute Mittag nach dem Friedhofsbesuch beim Direktor und habe ihn um Beurlaubung für diese eine Woche gebeten«, erklärte der Erste Detektiv. »Dafür brauche ich allerdings die Unterschrift von Onkel Titus.«

»Dann musst du es ihm also doch sagen«, stellte Bob fest.

»Ich kann die Unterschrift auch fälschen.«

»Jetzt spinnst du völlig!«, rief Peter. »Wenn du das machst, gibt es den größten Stress deines Lebens!«

Justus schlug mit der Faust auf den Tisch. Der Computerbildschirm erzitterte und mit ihm Bob und Peter. »Langsam reicht es mir! Ich muss nach Venezuela, begreift ihr das denn nicht? Gestern Abend hat das Schicksal entschieden, mein Leben völlig umzukrempeln. Soll ich etwa ruhig bleiben und so tun, als wäre nichts geschehen? Ich hatte mit eurer Hilfe gerechnet, aber euch fällt nichts Besseres ein, als mich zu behindern. Tut mir Leid, aber dafür ist es zu spät. Ich habe mich bereits entschieden und ihr werdet nichts daran ändern!«

»Unsere Hilfe?«, wiederholte Peter. »Was meinst du damit? Sollen wir etwa mitkommen?«

»Nein. Die Sache hat mit euch nichts zu tun. Ich dachte nur, dass ihr Tante Mathilda und Onkel Titus alles erklären könntet, wenn ich weg bin.«

»Wir?«, fragte Peter. »Du widersprichst dir, Justus. Einerseits sagst du, wir hätten mit der Sache nichts zu tun, andererseits sollen wir die unangenehmen Dinge deines Vorhabens für dich regeln. Warum sollten wir deine fixe Idee bei Tante Mathilda und Onkel Titus durchsetzen?«

Justus wurde wieder ruhig. »Vielleicht weil ihr meine Freunde seid.«

»Bei aller Freundschaft, Just: Ich glaube, du bist es deiner Tante Mathilda schuldig, ihr selbst zu sagen, worum es geht«,

fand Bob.

Justus schwieg. Nach einer Weile sagte er: »Ihr habt Recht. Damit erspare ich mir vermutlich eine Menge Ärger.«

»Ganz genau«, stimmte Peter ihm zu.

Bob wechselte das Thema: »Was willst du eigentlich in Venezuela tun?«

»Mr Hitfield hat mir beschrieben, wo die Pension ist, in der er das Ehepaar Jonas getroffen hat. Sie liegt in einem kleinen Ort im südlichen Regenwald. Ich werde hinfahren und mit ihnen reden.«

»Und ... wenn sie wirklich deine Eltern sind?«, fragte Peter.

»Dann werden wir sehr viel zu reden haben.«

Justus trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Es war die erste große Pause. Die Sekretärin des Schuldirektors beobachtete ihn misstrauisch. Sie glaubte wohl, er habe etwas ausgefressen. Ihre Blicke machten ihn nervös. Unruhig beschäftigten sich seine Hände mit dem Formular, das er ausgefüllt hatte. Sie rollten es zu einer immer dünner werdenden Röhre.

Die Tür öffnete sich. Der Direktor winkte ihn in das Büro.

»Guten Morgen, Mr Amos«, sagte Justus, nahm das Blatt schnell in die Linke und reichte dem Mann die Hand.

»Hallo, Justus. Setz dich. Hast du den Antrag schon ausgefüllt?«

Justus nickte und nahm Platz. »Mein Onkel hat ihn unterschrieben. Bitte!« Er legte das Formular auf den Schreibtisch des Direktors. Es hatte ziemlich gelitten. Schnell strich er es glatt und wartete, bis Mr Amos es gelesen hatte.

»Eine Familienangelegenheit«, murmelte der Direktor. »So so. Ging es nicht etwas präziser?«

Justus schüttelte den Kopf. »Es ist etwas ... sehr Persönliches.«

Mr Amos seufzte. »Nun gut. Normalerweise bin ich nicht so großzügig, wenn es um Beurlaubungen geht. Aber da du einer

der Besten auf der Schule bist, wird es dir kaum schaden, die letzte Unterrichtswoche vor den Ferien zu verpassen. Und wenn dein Onkel einverstanden ist«, er warf einen Blick auf die Unterschrift, »wird wohl alles seine Richtigkeit haben.«

»Das versichere ich Ihnen«, sagte Justus und versuchte zu lächeln.

»Du hast für den Beginn der Beurlaubung das heutige Datum eingetragen«, stellte Mr Amos fest. »War das beabsichtigt?«

»Ja. Ich würde gerne schon jetzt nach Hause fahren.«

»Schön. Ich hoffe, dass sich die Angelegenheit geklärt hat, wenn der Unterricht in ein paar Wochen wieder beginnt.«

»Das hoffe ich auch«, versicherte Justus, stand auf und verabschiedete sich. »Schöne Ferien, Mr Amos.«

»Gleichfalls, Justus.«

Als er das Büro verließ, atmete er erleichtert auf. Seine Hand zitterte. Lag das an der langsam von ihm abfallenden Anspannung oder daran, dass er den ganzen Vormittag Onkel Titus' Unterschrift geübt hatte?

Er sah auf die Uhr. Er konnte sich keine Ruhepause leisten, denn es gab noch viel zu erledigen.

Bob hatte die Haustür noch nicht geschlossen, da rief seine Mutter schon nach ihm. »Bob! Bist du das?«

»Ja, Mama. Was gibt es denn?«

Seine Mutter kam in den Flur. »Mrs Jonas hat eben angerufen. Du sollst dich sofort bei ihr melden. Sie klang sehr aufgeregt. Am besten fährst du gleich hin. Ist irgendwas passiert?«

Bob starrte sie an. »Ich ... ich weiß nicht«, stotterte er. »Ich hoffe nicht. Hat sie noch etwas gesagt?«

»Nein. Nur dass es dringend sei und dass sie auch noch bei den Shaws anrufen wolle.«

»Gut. Dann fahre ich gleich los.« Bob warf seine Schultasche in den Flur und wandte sich zur Tür.

»He! Was ist mit dem Mittagessen?«

»Fällt heute für mich aus. Sorry, Mama!« Er lief hinaus zum Fahrrad, schwang sich auf den Sattel und fuhr Richtung Schrottplatz. Völlig außer Atem kam er dort an. Peters Rad war schon da. Bob überlegte, ob er erst in die Zentrale gehen sollte, doch ein ungutes Gefühl beschlich ihn und er beschloss gleich zum Wohnhaus zu gehen.

Tante Mathilda öffnete ihm die Tür. »Bob! Gut, dass du da bist.

Weißt du irgendwas? Hat Justus dir etwas gesagt?«

»Hallo, Mrs Jonas. Etwas gesagt? Was denn? Was ist denn passiert?«

Peter kam aus dem Wohnzimmer in den Flur, gefolgt von Lys. »Hi Bob! Halt dich fest! Justus ist weg!«

»Was? Weg? Was soll das ...«

»Hier!« Der Zweite Detektiv hielt ihm einen Zettel entgegen.

Daraufstand in Justus' etwas krakeliger Handschrift:

Liebe Tante Mathilda, lieber Onkel Titus. Wundert euch nicht, wenn ich heute nicht nach Hause komme. Ich musste leider kurzfristig verreisen. Ich weiß, ich hätte euch Bescheid sagen sollen, und ich weiß auch, dass ich mich euch gegenüber unfair verhalte. Aber jede Erklärung hätte die ganze Sache unnötig verkompliziert und Zeit gekostet, die ich nicht habe. Bob und Peter wissen, worum es geht. Sie können euch die Einzelheiten verraten. Ich melde mich, sobald ich angekommen bin (vermutlich heute Abend). Seid mir bitte nicht böse.

Justus

Tante Mathilda ist außer sich

Die zwei ?? und Lys verbrachten den ganzen Nachmittag bei den Jonas. Sie riefen beim Flughafen Los Angeles an und brachten in Erfahrung, dass vor wenigen Minuten eine Maschine nach Venezuela gestartet war. Damit war die Hoffnung geplatzt, Justus noch abfangen zu können. Tante Mathilda und Onkel Titus waren völlig aufgelöst. Peter und Bob erzählten ihnen ausführlich, was sie über Mr Hitfields Geschichte und Justus' Pläne wussten. Die beiden trauten ihren Ohren nicht.

Während Onkel Titus immer stiller wurde, regte sich Tante Mathilda immer mehr auf. Nach dem ersten Schock rannte sie wie ein eingesperrtes Tier im Wohnzimmer auf und ab und versuchte verzweifelt ihre Energien loszuwerden. »Das darf nicht wahr sein«, murmelte sie immer wieder. »Das darf nicht wahr sein.«

»Mein Bruder und seine Frau sind seit elf Jahren tot«, sagte Onkel Titus zum wiederholten Male. »Wenn der Junge doch nur mit mir geredet hätte, hätte ich ihm das unmissverständlich klarmachen können.«

»Wie können Sie so sicher sein, dass sie tot sind?«, fragte Peter vorsichtig.

»Das Flugzeug ist abgestürzt! Hundert Kilometer vor der Küste! Niemand hätte an Land schwimmen können. Und selbst wenn das meinem Bruder und meiner Schwägerin gelungen wäre, hätten sie sich kaum klammheimlich aus dem Staub gemacht.«

»Justus hat vermutet, dass sie vielleicht irgendwo festgehalten wurden«, sagte Lys.

»Dann hätten sie sich später gemeldet«, stellte Bob fest. »Oder sie wären jetzt nicht in Venezuela.«

Lys nickte. »Er hat noch eine andere Möglichkeit in Betracht gezogen. Justus meinte, dass ...«, sie warf einen unsicheren Blick zu Mr Jonas, »dass seine Eltern aus irgendeinem Grund

absichtlich verschwunden sind.«

Mathilda Jonas fuhr auf: »Das kommt von eurer ewigen Detektivspielerei! Dieses ständige Misstrauen! Vermutlich glaubt Justus, dass seinen Eltern die Familienpflichten zu viel wurden und sie einfach ausgewandert sind. Das ist doch absurd! Könnt ihr euch nicht einmal mit etwas Normalem beschäftigen? Wenn ihr nicht ständig auf Verbrecherjagd wärt, wäre mein Junge vielleicht noch hier.« Sie fuhr sich nervös durch die Haare und setzte ihre Wanderung durch den Raum fort.

»Mathilda«, beruhigte Titus Jonas sie. »Die Jungen können doch nichts dafür.« Er wandte sich an seine Gäste: »Justus hat seine Eltern kaum gekannt. Deshalb geht seine Fantasie mit ihm durch. Aber ich kenne meinen Bruder. Er hätte seine Familie nie im Stich gelassen. Er ist tot, ganz einfach.«

»Am meisten regt mich auf«, rief Tante Mathilda, »dass der Junge nichts gesagt hat! Er hätte doch mit uns reden können!«

»Machen Sie sich keine Vorwürfe, Mrs Jonas«, wandte Lys ein.

»Es lag bestimmt nicht an mangelndem Vertrauen zu Ihnen. Justus wollte Ihnen einfach Ärger ersparen.«

»Ich glaube, du hast mich missverstanden, Lys. Ich mache nicht mir Vorwürfe, sondern ihm! Nicht weil er die Schule schwänzt und einfach so abhaut. Das ärgert mich zwar auch, aber Justus ist sehr selbstständig: Er weiß, was er tut. Ich bin sicher, dass er gründlich über alles nachgedacht hat und sich über die Konsequenzen im Klaren ist. Nein, Vorwürfe mache ich ihm deshalb, weil er euch die Aufgabe unterjubelt, uns alles zu erzählen. Das enttäuscht mich am meisten. Ich hätte nicht gedacht, dass er so feige ist.«

Lys warf einen kurzen Blick zu Peter und Bob. Die sahen sich ebenfalls ratlos an. Mit so einem Ausbruch hatten sie nicht gerechnet.

Das Telefon klingelte und rettete sie vor einer Antwort. Tante Mathilda rannte in den Flur. Die anderen lauschten gespannt.

»Ja? Justus? Justus! Gott sei Dank! Wo bist du? Und warum – Ja – Ja – Und wann kommst du zurück? – Wie willst du denn da hinkommen? – Hast du genug Geld? – Ja – Ja, sie sind alle hier. – Mach ich. – Pass auf dich auf! – Justus?« Sie kam zurück ins Wohnzimmer. »Das war Justus. Er ist jetzt in Caracas und es geht ihm gut.« Tante Mathilda atmete auf. Bob und Peter wurde klar, dass ihre Wut von vorhin nur ihre Sorgen überspielen sollte. Jetzt bröckelte die Fassade.

»Was hat er noch gesagt?«, fragte Lys aufgeregt.

»Dass er heute Abend noch weiterfliegt nach ... Wie hieß der Ort? Kanama oder so.«

»Canaima?« Bob blätterte bereits in einem Atlas.

»Ja, richtig. Dort will er übernachten und morgen weiter Richtung Süden reisen. Er sagte, dass er vermutlich nicht mehr anrufen wird. Das Telefonieren von Venezuela aus sei eine Katastrophe und er habe über eine halbe Stunde gebraucht, bis die Leitung endlich stand. Ansonsten geht es ihm gut und er lässt euch alle grüßen.«

»Wenigstens etwas«, bemerkte Peter. »Hoffentlich kommt er ohne uns überhaupt zurecht.«

Es regnete. Die dichte Wolkendecke versperrte den Blick auf das unten liegende Land. Das eintönige Grau wirkte einschläfernd auf Justus. Kein Wunder, es war ein anstrengender Tag gewesen. Es kam ihm vor, als läge der Besuch bei seinem Direktor mindestens drei Tage zurück. Danach hatte er in der Zentrale sein Reisegepäck abgeholt, das er bereits am Abend zuvor dort deponiert hatte, und hatte Albert Hitfield angerufen, um sich die genaue Adresse und eine Wegbeschreibung für sein Ziel geben zu lassen. Mit Morton war er nach einem Abstecher zur Bank, wo er sein Geld abgeholt hatte, zum Flughafen nach Los Angeles gefahren. Das war die einzige Schwachstelle in Justus' Plan gewesen: Er hatte keine Reservierung gehabt. Doch zum Glück war jemand kurzfristig abgesprungen

und er hatte dessen Platz bekommen. Am Flughafen versorgte Justus sich noch schnell mit einem Reiseführer, bevor um 13.30 Uhr sein Flugzeug Richtung Südosten startete. Er flog der Sonne entgegen, überquerte einige Zeitzonen und so war es kurz nach Mitternacht als er Klein-Venedig erreichte. Das bedeutete Venezuela übersetzt. Die ersten spanischen Einwanderer hatten das Land so genannt, weil die Ureinwohner ihre Hütten auf Holzpfählen im Wasser gebaut hatten.

Von der Hauptstadt Caracas aus rief Justus zu Hause an. Die folgenden Stunden trieb er sich auf dem Flughafengelände herum, denn am nächsten Vormittag sollte ein Flug nach Canaima gehen. Es ärgerte ihn, dass er sich Caracas nicht ansehen konnte, wenn er schon da war. Doch seine Müdigkeit war zu groß und so zog er es vor, sich auszuruhen, bevor er noch weiter nach Süden flog. Der Flug war erstaunlich billig. Für die immerhin sechshundert Kilometer bis Canaima hatte er umgerechnet nur dreiundvierzig Dollar bezahlt. Das beruhigte Justus, der sich anfangs Sorgen um seine Reisekasse gemacht hatte.

Nun saß er in einer kleinen Passagiermaschine und flog durch ein dichtes Wolkenfeld. Er hatte seit dreißig Stunden nicht mehr geschlafen. Alles, was er jetzt noch wollte, war ein Bett. Doch dann geschah etwas, was ihn plötzlich hellwach werden ließ. Die Wolkendecke riss auf und unter ihm breitete sich eine atemberaubende Landschaft aus: dunkelgrün bewachsene Berge, so weit das Auge reichte. Endlose Hügelketten zogen sich wie die Wellen eines erstarrten Meeres bis zum Horizont. Tiefe Schluchten verbargen schmale Flussläufe in ihren Schatten. Alles war mit saftigem Grün bewachsen, von dem der gerade erst gefallene Regen als Dampf wieder aufstieg. Die Sonne und die Wolkenfelder warfen einen gescheckten Lichtteppich auf die Landschaft, der langsam über die Berge glitt. Plötzlich schob sich ein Plateau in Justus' Blickfeld, das nur wenige Meter unter ihm zu liegen schien. Er

zuckte erschrocken zurück. Wie konnte das Flugzeug so plötzlich an Höhe verloren haben? Dann begriff er, dass sie über einen Tafelberg flogen. Einige Augenblicke später stürzte die Landschaft in ihre ursprüngliche Tiefe zurück.

Justus genoss den Anblick. Das war also der tropische Regenwald. Fotos oder Bilder aus dem Fernsehen waren mit der Realität nicht zu vergleichen. Nach einer Weile ging die Maschine in den Landeanflug über, in der Ferne entdeckte Justus eine Ansammlung von Häusern. Über Lautsprecher kam eine Durchsage. Justus' Spanischkenntnisse waren nicht überragend, doch sie reichten aus, um zu verstehen, dass die Passagiere nach rechts sehen sollten. Am Horizont erhob sich ein weiterer Tafelberg und durch einen glücklichen Zufall war die Sicht in diese Richtung gerade so klar, dass Justus einen Blick auf den Salto Angel erhaschen konnte: den höchsten Wasserfall der Erde. Ein schmales, glitzerndes Band stürzte dort fast tausend Meter in die Tiefe. Die Sonne malte einen Regenbogen in das sprühende Wasser. Doch schon nach wenigen Momenten war das Flugzeug so tief gesunken, dass die umliegenden Hügel den Blick auf den Wasserfall versperrten. Justus blickte wieder nach unten auf Canaima. Ein breiter roter Streifen führte aus der Stadt heraus. Justus hielt ihn für eine Straße, doch er endete ganz plötzlich im undurchdringlichen Grün des Urwalds. Als das Flugzeug eine Schleife drehte und der Streifen schließlich direkt vor ihnen lag, wurde Justus klar, dass das die Landebahn war. Es gab keine Asphaltierung und keine Beleuchtung. In Kalifornien hätte es so etwas nie gegeben, doch hier schien es zu funktionieren. Justus zuckte die Schultern. Warum auch nicht?

Die Landung war etwas holprig, doch Justus hatte sie sich schlimmer vorgestellt. Nachdem er sein Gepäck entgegengenommen hatte, verließ er den winzigen Flugplatz und betrat Canaima. An einer holprigen Schotterstraße standen viele Geländewagen mit dazugehörigem Fahrer. Justus machte ei-

nem der Fahrer in gebrochenem Spanisch klar, dass er keine Dschungeltouren buchen und auch nicht in das schöne Hotel mit dem Swimmingpool einziehen wollte, sondern lediglich eine billige Übernachtungsmöglichkeit suchte. Eine halbe Stunde später warf er seine Reisetasche in die Ecke eines sehr kleinen und spartanisch eingerichteten, aber sauberen Pensionszimmers und ging unter die Dusche. Obwohl sein Magen knurrte, verzichtete er auf ein Essen im Restaurant. Er machte sich über den Rest seines Proviantes her, legte sich ins Bett und fiel fast augenblicklich in tiefen Schlaf.

»Was Justus jetzt wohl macht?« Peter sah sich ratlos in der verlassen und trostlos wirkenden Zentrale um.

»Vermutlich schläft er«, antwortete Bob. Sie hatten sich nach der Schule aus alter Gewohnheit auf dem Schrottplatz getroffen. Doch ohne Justus kam ihnen dieser Ort merkwürdig vor. »Und was machen wir?«

Peter seufzte und fuhr sich durch die rotbraunen Haare. »Wir könnten dieses Chaos aufräumen. Als kleine Überraschung für Justus, wenn er zurückkommt. Aber ohne sein organisatorisches Talent bringen wir vermutlich nur noch mehr Unordnung hinein.«

»Alles faule Ausreden.«

»Stimmt«, gab Peter zu. »Eigentlich habe ich keine Lust aufzuräumen. Aber nicht weil ich faul bin, sondern weil es mich wurmt, dass wir uns mit Aktenordnern herumschlagen sollen, während unser Erster irgendwo in Venezuela unterwegs ist und schon jetzt in großen Schwierigkeiten steckt.«

»An was für Schwierigkeiten denkst du?«

»Was weiß ich! Er könnte sich im Urwald verirren oder von Schlangen gefressen werden oder so. Ohne uns ist er doch völlig aufgeschmissen!«

Bob lachte. »Meinst du nicht, dass Justus ganz gut auf sich

allein aufpassen kann?«

»Nein, das meine ich nicht. Wie oft haben wir ihm schon aus der Klemme helfen müssen? Ich habe irgendwann aufgehört zu zählen.«

»Und was willst du tun? Ihm nachfliegen?«

»Am liebsten würde ich das. Aber das lassen weder mein Geldbeutel noch meine Schulnoten zu. Mir wird der Direktor sicherlich keine Beurlaubung bewilligen.«

Bob überlegte. »Wenn Justus nicht völlig von der Rolle gewesen wäre, hätte er anders gehandelt. Er handelt sonst nie überstürzt. Lieber überdenkt er die Dinge hundertmal, bevor er sie in die Tat umsetzt. Nur diesmal hat seine Logik ausgesetzt.«

Peter nickte. »Ich kann gut verstehen, dass seine Logik in diesem Fall aussetzte. Wäre mir nicht anders ergangen.«

»Welche Logik hätte bei dir denn aussetzen sollen?«, fragte Bob grinsend.

Peter übergang die Spitze. »Worauf willst du hinaus?«

»Ich überlege nur, was Justus normalerweise in einem solchen Fall getan hätte. Er wäre sicherlich nicht sofort nach Südamerika geflogen. Und was hätte er sonst getan?«

»Er hätte von hier aus Nachforschungen angestellt.«

»Genau. Wenn wir ihm helfen wollen, sollten wir das auch tun.«

»Aber wie wollen wir denn herausfinden, ob Justus' Eltern noch leben?«

Bob zuckte die Schultern. »Keine Ahnung. Aber ich schlage vor, wir besuchen Albert Hitfield.«

Peter runzelte die Stirn. »Was soll das bringen?«

»Weiß ich noch nicht. Aber irgendwo müssen wir ja anfangen.«

»Justus' Argumentation ist meistens einleuchtender«, fand der Zweite Detektiv.

»Nörgel nicht herum, komm mit. Oder willst du lieber aufräumen?«

Peter warf einen Blick auf den Papierberg. Dann drängelte er sich an Bob vorbei nach draußen.

Verschollen in der Wildnis

»Ich kann mir aber keinen Führer leisten«, rief Justus aufgebracht. »¡No guía!«

Der Venezolaner sprach so schnell, dass der Erste Detektiv kein einziges Wort verstand. Er konnte Schulspanisch. Aber dieser Dialekt hatte nichts mehr mit dem zu tun, was er in der Schule gelernt hatte. Unaufhörlich redete der kleine, dunkelhäutige Mann auf ihn ein.

»¡No tan rápido, por favor!« Es half nichts. Der Mann sprach kein bisschen langsamer. Justus schüttelte entschieden den Kopf. »¡No, no, no, no!« Er wies auf den Jeep, der neben ihnen stand. »Das ist ein Mietwagen. Coche de alquiler. Ich habe einen Führerschein. Äh ...« Justus überlegte verzweifelt, was Führerschein auf Spanisch hieß. Der Einfachheit halber zog er ihn schließlich aus seiner Brieftasche und wedelte damit vor der Nase des Wagenverleihers herum. Doch den schien das gar nicht zu kratzen. Soviel Justus bisher verstanden hatte, ging es darum, dass der Mann ihm keinen Wagen ohne Führer leihen wollte. Angeblich weil die Straßen zu schlecht seien. Der Erste Detektiv hielt das für ausgemachten Blödsinn. Schlechte Straßen oder nicht, er war in der Lage ein Auto zu fahren. Dafür brauchte er keinen Führer. Die Karte, die er sich im Ort besorgt hatte, würde genügen.

»¡No guía!«, wiederholte er müde. »¿Cuánto es?«

Plötzlich wurde der Mann aufmerksam. Aha, dachte Justus. Wenn ich über Geld rede, sieht die Sache gleich anders aus.

Der Mann lief in seine kleine Hütte und kam kurze Zeit später mit einem Formular heraus, das er Justus unter die Nase hielt. »Seguro« stand darauf. Justus zückte sein Wörterbuch und schlug nach. »Versicherung, aha«, murmelte er. »Ich soll also eine Extra-Versicherung für den Wagen abschließen.« Er warf einen Blick auf den unteren Teil des Blattes, wo der Preis stand. »Annehmbar«, sagte er. »In Ordnung. De acuerdo.«

Wieder verschwand der Autovermieter. Kurz vor seiner Hütte drehte er sich um und winkte Justus zu sich. Der Erste Detektiv folgte ihm. In dem kleinen Büro füllte er einige Papiere aus, die glücklicherweise in Spanisch und Englisch ausgefertigt waren. Doch kaum hatte der Mann einen Blick darauf geworfen, schüttelte er den Kopf. »¡No, no, no! ¿Diecisiete? Solamente a partir de veintiuno!«

»¿Veintiuno? Sie meinen, ich muss erst einundzwanzig sein, um einen Wagen mieten zu können?« Justus schlug sich gegen die Stirn. Er hatte die Nase voll. Wütend nahm er den Kugelschreiber, strich seine Altersangabe durch und setzte sie um fünf Jahre herauf.

Aufgebracht schüttelte der Mann den Kopf. »¡No, no, no!«

»Gibt es Probleme?«

Justus drehte sich um. Hinter ihm stand ein junger Mann mit langen Haaren und Brille und blickte die beiden ruhig an. Er war groß und schlacksig und trug ein schlabberiges, fleckiges T-Shirt.

»Kannst du Spanisch?«, fragte Justus. Er nickte. »Kannst du diesem Mann begreiflich machen, dass ich unbedingt einen Mietwagen brauche, auch wenn ich nicht einundzwanzig bin?«

Der Junge zuckte die Schultern. »Das wird nicht viel bringen«, sagte er. »Er wird nämlich nicht darauf eingehen. Wozu brauchst du denn den Wagen?«

»Ich muss nach Suerte. Dahin kommt man leider nur mit einem Auto.«

Sein Gegenüber grinste. »Deswegen bin ich auch hier. Ich will ebenfalls nach Suerte.«

»Hast du einen Führerschein und bist über einundzwanzig?«

»Genau einundzwanzig. Aber das reicht.«

Justus schöpfte Hoffnung. »Wann willst du dorthin?«

»Heute.«

»Kannst du mich mitnehmen?«

Wieder grinste er. »Wenn wir uns die Kosten für den Wagen

teilen.«

»Kein Problem.«

»¿Problema?«, mischte sich der Verleiher wieder ein. Nun sprach der fremde Junge mit ihm. Fünf Minuten später hielt er Justus triumphierend den Wagenschlüssel vor die Nase. »No problema.«

»Wir fahren gemeinsam nach Suerte und wissen noch gar nichts voneinander. Nicht einmal unsere Namen. Ich bin Jason. Oder auch J. J. Das zweite J steht für Jackson. Ist das nicht ein bescheuerter Name? Jason Jackson! Wie können Eltern ihr Kind nur so nennen!«

Justus lachte. »Es kann kein Zufall sein, dass wir uns getroffen haben. Ich bin nämlich auch ein J. J.: Justus Jonas.«

»Das ist wirklich kein Zufall! Du brauchtest unbedingt jemanden, der einen Wagen leihen kann, und ich suchte nach einem Menschen, der die Kosten mit mir teilt. Ich bin nämlich knapp bei Kasse.«

»Geht mir genauso.«

Sie hatten Canaima bereits verlassen. Ihr Ziel war der Ort im Süden, den Albert Hitfield besucht hatte. Er wurde auch Diamantenstadt genannt, da es in der Nähe viele Diamantenminen gab. Laut Karte lag der Ort etwa hundert Kilometer südlich von Canaima. Sie rechneten damit, ihn am Nachmittag zu erreichen. Im Moment befanden sie sich auf einer äußerst holprigen Piste, die mitten durch den Urwald führte. Links und rechts ragten riesige Bäume in die Höhe. Man konnte nur ein paar Meter weit in den Dschungel sehen, danach wurde er von Dunkelheit verschluckt. Außer ihrem befand sich kein einziger Wagen auf dem Weg und es sah auch nicht so aus, als würde er häufig befahren werden. Justus saß am Steuer.

»Was treibt dich nach Suerte?«, wollte J. J. wissen.

Justus zuckte betont gleichgültig die Schultern. »Urlaub.«

»So ganz alleine?«

»Du doch auch«, wich er aus. »Oder machst du keinen Urlaub?«

»Doch. Ich habe leider niemanden gefunden, der mitkommen wollte. Ich bin schon seit über einem Monat unterwegs.«

»Wo warst du denn überall?«

»Ich bin einmal quer durch Südamerika gereist. Das ist wirklich ein toller Kontinent. Nur leider geht mir langsam das Geld aus. Du kamst wie gerufen.«

»Und was willst du in -«, Justus fuhr in ein tiefes Schlagloch und stieß sich den Kopf am Wagendach. »Aua! Was willst du in Suerte?«

J. J. grinste. »Mich umsehen. Sonst kenne ich ja schon alles.«

Nach einigen Kilometern wurde die Straße so eng, dass man sie nicht mehr als solche bezeichnen konnte. Immer wieder holpterten sie durch tiefe Schlaglöcher, in denen noch das Wasser des letzten tropischen Regengusses stand. Die Luft war unangenehm heiß und feucht. Und die sich seitlich auftürmende Wand aus Bäumen rückte langsam immer näher. Sie fuhren etwa eine halbe Stunde, als die Sonne hinter einer dichten Wolkendecke verschwand. Bald darauf fielen die ersten Tropfen und innerhalb weniger Augenblicke goss es in Strömen. Der Scheibenwischer konnte die herabprasselnden Fluten kaum bewältigen. Die Straße wurde zu einem verschwommenen Band. Justus hoffte, dass die Sicht ausreichen würde, wenigstens gab es hier keinen Verkehr. Einen Moment später fuhr er in ein so tiefes Schlagloch, dass der Wagenboden über den Schlammweg schleifte, die Reisetaschen vom Rücksitz fielen und Justus sich erneut den Kopf anstieß. »Verflucht!«, brüllte der Erste Detektiv den Regen an, doch der wollte trotzdem nicht aufhören. Frustriert brachte Justus den Wagen zum Stehen.

»Wir warten besser ab, bis der Regen aufhört, was?«

»In Ordnung. Ein tropischer Regen ist zwar heftig, dauert aber meistens nicht sehr lange.«

»Sind die Straßen hier überall so?«

»In abgelegenen Gegenden schon«, antwortete J. J. »Ich habe mich daran gewöhnt.«

Nachdem Justus den Motor abgestellt hatte, hörten sie nur noch die prasselnden Tropfen. »Ganz schön unheimlich«, fand er. »Nur das Auto trennt uns von strömendem Regen, giftigen Schlangen und anderen Gefahren, von denen wir gar keine Ahnung haben.«

»Skorpione zum Beispiel. Vor zwei Wochen hat mich einer gestochen. Das war ziemlich unangenehm.«

»Mach mir ruhig Mut.« Justus langte nach hinten und wühlte unruhig in seiner Tasche. Er holte ein belegtes Brot hervor, das er in Canaima gekauft hatte. Langsam kauend starrte er in die herabstürzenden Wassermassen hinaus.

Nach einer halben Stunde ließ der Regen nach und sie beschlossen weiterzufahren. Doch das Wasser hatte die Straße aufgeweicht und sie in eine Schlammrippe verwandelt. Flache Pfützen waren von tiefen Löchern nicht mehr zu unterscheiden und mehr als einmal hatte Justus Angst, die Achse könnte gebrochen sein, wenn der Wagen wieder in ein tiefes Schlagloch krachte. »Jetzt weiß ich, warum ich eine Extra-Versicherung abschließen musste«, murmelte er. Dampf stieg aus dem Urwald auf und wehte über die Straße, die Sicht war nach wie vor schlecht. Justus kroch inzwischen mit fünfzehn Meilen über den schlammigen Pfad. »Wir werden Tage brauchen. Willst du nicht mal fahren?«

J. J. schüttelte den Kopf. »Du machst das eigentlich ganz gut. Zumindest für einen unerfahrenen Dschungelreisenden.«

Plötzlich stand ein Baum mitten im Weg. Er war nicht umgestürzt, sondern wuchs direkt vor ihnen aus dem Boden. Justus trat auf die Bremse. »Was ... soll das? Wo ist die Straße?«

»Weg«, stellte J. J. trocken fest.

»Das kann nicht sein.« Justus stieg aus – und versank bis über die Knöchel im Schlamm. »Verdammter Mist! Wo ist der

Weg? Was hat dieser Baum hier zu suchen?« Bei näherem Hinsehen stellte er fest, dass die Straße tatsächlich hier endete. Ohne Übergang wurde sie vom Urwald abgelöst. Justus schnappte sich die Karte. »Ich muss eine Abzweigung verpasst haben.« Er kletterte wieder in den Wagen und wollte wenden, doch die Räder des Jeeps hatten sich bereits tief in die nasse Erde gegraben und drehten durch. »Bitte nicht!« Ihm brach der Schweiß aus.

»Immer mit der Ruhe. Wir haben es doch nicht eilig, oder?«

»Ich will trotzdem hier weg!« Ganz vorsichtig trat Justus aufs Gas. Die Reifen durften sich nicht zu schnell drehen, um zu greifen. Langsam schoben sie sich aus dem Schlamm heraus, bis sie mit einem Ruck frei waren. So vorsichtig und schnell wie möglich drehte er und fuhr zurück.

»Laut Karte kann die Abzweigung höchstens einen Kilometer entfernt sein«, stellte J. J. fest.

Justus fuhr drei Kilometer, aber alles, was sie entdeckten, war eine schmale Schneise, die mitten durch das Unterholz führte. Sie war gerade breit genug für einen Wagen, doch kaum geeignet, sie tatsächlich zu befahren. Sie suchten die Strecke erneut ab, aber es gab keinen Zweifel: Dies musste die auf der Karte eingezeichnete Straße sein. »Das ist keine Straße!«, fluchte Justus. »Das ist nicht einmal ein Weg! Ein besserer Trampelpfad ist das – mit viel gutem Willen!«

»Ich fürchte, uns bleibt keine Wahl.«

Justus blickte seinen Beifahrer an. Er war froh nicht alleine zu sein. Jason strahlte die Ruhe aus, die ihm fehlte. »Hast Recht.« Entschlossen lenkte er den Geländewagen geradewegs in den Regenwald hinein. Ein Gestrüpp aus Lianen und Ästen kratzte über das Autodach. Wurzeln und Pfützen stellten den Rädern gemeine Fallen. Ein Schlagloch folgte auf das andere, sie wurden ständig durchgerüttelt, schlimmer als beim heftigsten Erdbeben, das Justus je erlebt hatte – und er hatte in Kalifornien schon viele erlebt.

»Das ist keine Straße«, wiederholte er leise, während er sich angestrengt auf die vor ihm liegende Wildnis konzentrierte. »Das ist keine Straße.« Ein umgestürzter Baum hing bedrohlich dicht über dem Auto, doch es reichte noch, um darunter durch zu fahren. Dahinter tauchte plötzlich ein flacher Flusslauf auf. Der Bach, vermutlich ein Seitenarm des Río Caroní, kreuzte ihren Weg. Justus trat auf die Bremse. »Das ist keine Straße«, brüllte er, »das ist ein Abenteuerspielplatz! Bin ich hier in einer Zigarettenwerbung, oder was?«

J. J. lächelte. »Ich kann mich nur wiederholen: Ruhe bewahren. Wir haben keine Wahl, wenn wir nach Suerte wollen.«

Justus grinste gequält. »Na schön.« Während er Gas gab, betete er zu sämtlichen Urwaldgöttern, das Wasser möge wirklich so flach sein, wie es aussah. Die Räder verschwanden sofort in der braunen Brühe und Wasser sickerte durch den Türspalt ins Innere des Wagens. Doch nach wenigen Metern hatten sie es geschafft: Das Auto rollte das andere Ufer empor. »Den Göttern sei Dank!«

Einige Hundert Meter weiter hatten sie weniger Glück: Der Jeep holperte über eine hohe Wurzel und die Vorderräder stürzten in ein tiefes, schlammiges Erdloch. Sie steckten fest.

Justus gab langsam Gas, doch hier nutzte ihm der Allradantrieb nichts: Die Vorderräder rührten sich nicht, und die Hinterräder gruben sich langsam immer tiefer in den Morast. »Und was jetzt?«

J. J. hob beruhigend die Hand. »Ich sehe mir das mal an.« Er stieg aus und kletterte vorsichtig um das Auto herum. Doch schon nach wenigen Augenblicken kam er zurück.

»Wie sieht's aus?«

»Hoffnungslos. Wir müssten den Wagen anheben, um ihn zu befreien, und das schaffen wir nie zu zweit. Versuch es noch mal mit dem Antrieb.«

Diesmal gab Justus Vollgas, erreicht jedoch außer einem schrillen Aufheulen des Motors gar nichts. Sie stiegen beide

aus und begannen die Vorderräder mit den Händen freizuschaukeln. Aber je mehr Erde sie wegschafften, desto tiefer rutschte der Jeep. Justus war am ganzen Körper schlammverschmiert und der Schweiß drang ihm aus allen Poren. Erschöpft lehnte er sich an die heiße Motorhaube. Dann schlug er wütend auf sie ein. »Das ist keine Straße!«, schrie er und irgendwo flogen ein paar Vögel erschrocken auf.

Plötzlich bemerkte er, wie laut es um ihn herum war. Der Urwald war voller Leben: Vögel und andere Lebewesen gaben unheimliche Laute von sich. Er sah sich um. Überall schien es zu rascheln und zu huschen. Ganz in seiner Nähe wand sich eine kleine grüne Schlange um einen Ast und starrte zu ihm herunter.

»Nur keine Panik«, sagte J. J. der Justus' ängstlichen Blick bemerkt hatte. »Die ist nicht giftig.«

»Könnten wir uns trotzdem wieder in den Wagen setzen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, kletterte Justus zurück hinter das Lenkrad. Jason folgte ihm. »Was machen wir jetzt?«, fragte der Erste Detektiv niedergeschlagen. »Wir sind mitten im tropischen Regenwald gestrandet, verschollen in der Wildnis. Wir sind schon über zwanzig Meilen von Canaima entfernt. Zu Fuß würden wir einen ganzen Tag brauchen, um zurückzukehren. Und es wird in wenigen Stunden dunkel. Wir können es unmöglich riskieren, in der Nacht zu wandern. Schon gar nicht, wenn wir von einer ganzen Schar giftiger Schlangen, Spinnen und Skorpione umgeben sind. Ganz abgesehen davon, dass ich mir Lustigeres vorstellen kann, als nachts durch den Urwald zu laufen. Ist hier in der Nähe vielleicht eine Siedlung?«

J. J. warf einen Blick auf die Karte und schüttelte den Kopf. Seine Gelassenheit war verschwunden.

»Und was macht ein erfahrener Südamerika-Reisender wie du in solchen Situationen?«

Jason grinste schief. »Verzweifeln?«

Begegnung im Dschungel

»Wir haben den ganzen Nachmittag bei Mr Hitfield verbracht«, resümierte Peter, »aber genutzt hat es nichts. Was schlägst du jetzt vor?«

Bob zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Ich hatte eigentlich gehofft, dass er uns weitere Informationen geben könnte. Aber das war wohl ein Fehlschlag. Na ja, immerhin haben wir jetzt Abzüge der Fotos von Mrs Jonas.«

»Ob wir die Onkel Titus zeigen sollten?«, fragte Peter. »Er kann sich an sie sicher besser erinnern als Justus.«

Bob runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht. Gestern war Onkel Titus ziemlich mit den Nerven runter. Ich bin nicht sicher, ob es ihm gut tut, die Bilder zu sehen.«

»Das stimmt, aber haben wir eine Wahl? Ich weiß jedenfalls nicht, wo wir sonst weitermachen könnten.«

Bob legte den Kopf schief und nickte schließlich. »Na schön. Aber wir sollten behutsam vorgehen.«

Sie fanden Titus Jonas auf dem Schrottplatz. Er sortierte gerade einen Haufen Schrauben, der sich im Laufe der Zeit angesammelt hatte.

»Mr Jonas?«

»Oh, ihr seid hier? Wart ihr in eurem Campinganhänger? Habt ihr was von Justus gehört?« Onkel Titus war seine Nervosität deutlich anzumerken.

»Nein«, antwortete Bob. »Aber wir waren bei Mr Hitfield. Leider konnte er uns nicht viel sagen. Er hat uns den Ort genannt, den Justus vermutlich aufsuchen wird: ein Dorf mitten im venezolanischen Urwald.«

Onkel Titus sah überrascht auf. »Ihr wollt ihm doch nicht etwa nachreisen!«

Peter schüttelte den Kopf. »Aber wir wollen ihn so gut wie möglich von hier aus unterstützen. Vielleicht können wir durch Nachforschungen herausfinden, ob seine Eltern noch leben.«

»Und wie wollt ihr das machen?«

»Mr Hitfield hat uns Fotos gegeben, die er in Venezuela von Mrs Jonas gemacht hat. Vielleicht können Sie uns sagen, ob Sie die Frau auf den Bildern wieder erkennen.« Er reichte ihm die Bilder.

Onkel Titus sah die Fotos lange an. Dann schüttelte er langsam den Kopf. »Ich weiß nicht.«

»Sie meinen, sie sieht ihr ähnlich, aber Sie sind nicht sicher?«, fragte Bob.

»Nein. Ich meine, ich weiß nicht, ob das Catherine Jonas sein könnte oder nicht.«

»Versuchen Sie sich die Frau, an die Sie sich erinnern, elf Jahre älter vorzustellen«, schlug Peter vor.

»Das kann ich nicht. Ich erinnere mich kaum an sie.«

Peter runzelte die Stirn. »Aber ... aber sie war doch die Frau Ihres Bruders.«

»Richtig.«

»Können Sie sich denn auch nicht an Ihren Bruder erinnern?«

Onkel Titus nickte. »Doch. Sehr gut sogar.«

»Wie kommt es dann, dass Sie das Gesicht seiner Frau nicht mehr im Kopf haben?«

Seine Antwort war unerwartet und scharf: »Nur weil Catherine zufällig die Frau meines Bruders war, muss ich mich noch lange nicht an sie erinnern können!«

Peter und Bob waren sprachlos. Hilfesuchend sahen sie sich an. So plötzlich wie der Ausbruch gekommen war, beruhigte! sich Titus Jonas wieder und seine Stimme wurde so leise wie gewohnt: »Entschuldigt. Ihr könnt ja nichts davon wissen.«

»Wovon?«, fragte Peter vorsichtig.

Onkel Titus seufzte. »Catherine und ich haben uns nie besonders gut verstanden. Nein, das ist zu vorsichtig ausgedrückt. Wir konnten uns nicht ausstehen. Auf Familienfesten kam es immer zu Streitereien. Irgendwann eskalierte die Situation und

wir hatten überhaupt keinen Kontakt mehr. Mathilda und ich sahen nur noch Julius und Justus, wenn sie uns besuchten. Catherine hielt sich fern. Daher ist es schon mehr als elf Jahre her, dass ich sie das letzte Mal gesehen habe. Und ich muss gestehen, dass ich mich nie an ihr Gesicht erinnern wollte. Tut mir Leid, Jungs, aber ich kann euch nicht weiterhelfen.«

»Tja«, sagte Peter betreten, »dann gehen wir mal wieder.« Sie wandten sich um und gingen zurück zur Zentrale. Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatten, seufzte der Zweite Detektiv. »Puh! Das hatte ich nicht erwartet.«

Bob schüttelte den Kopf. »Ich auch nicht. Meine Güte, hast du gewusst, dass Onkel Titus so sauer werden kann?«

»Hast du gewusst, dass er in der Lage ist, einen anderen Menschen nicht zu mögen? Ich hatte immer gedacht, in Justus Familie gäbe es solche Geschichten nicht.«

Bob zuckte die Schultern. »Die gibt es wohl in jeder. Warum sollte es bei unserem Ersten anders sein?«

»Aber gerade bei Onkel Titus!«

»Wir sollten nicht darüber urteilen«, meinte Bob. »Und vielleicht sollten wir uns ganz aus der Sache heraushalten. Ich möchte mich ungern in eine Familiengeschichte einmischen, die mich nichts angeht.«

Peter schüttelte den Kopf. »Mir ist es zwar auch unangenehm, aber Justus braucht unsere Hilfe. Wir machen weiter! Ob Justus gewusst hat, dass sein Onkel seine Mutter nicht ausstehen konnte?«

»Weiß nicht. Möglich wäre es. Vielleicht war das der Grund, warum er verschwunden ist, ohne Onkel Titus und Tante Mathilda etwas zu sagen.«

»Und was machen wir jetzt? Weder Albert Hitfield noch Onkel Titus haben uns weiterhelfen können.«

Bob seufzte. »Keine Ahnung. Justus wüsste jetzt, was zu tun wäre.«

Das ständige Singen und Summen des Urwalds schien lauter geworden zu sein. Der Regen hatte fast aufgehört, doch noch immer tropfte Wasser aus den Bäumen auf das Dach des Wagens. Justus starrte in das undurchdringliche Grün. Langsam knetete er seine Unterlippe. Er dachte angestrengt nach. »Dies ist tatsächlich eine Straße, auch wenn ich es nicht glauben wollte«, sagte er. »Dieser Weg führt nicht zufällig durch die Wildnis. Er ist künstlich angelegt worden, wie man an den Baumstümpfen sehen kann, die hier überall herumstehen. Niemand würde eine Straße mitten durch den Dschungel bauen, ohne sie zu benutzen. Also muss früher oder später jemand vorbeikommen.«

J. J. nickte kauend. Er machte sich über Justus' Vorräte her. »Da hast du sicher Recht. Aber wann ist früher oder später?«

Justus zuckte die Schultern. »Was weiß ich. In ein paar Tagen spätestens.«

»Kein Problem. Wir haben ja genug zu essen.«

»Ich habe genug zu essen«, korrigierte Justus und warf einen skeptischen Blick in die sich leerende Vorratstasche. »Jedenfalls hatte ich das mal.«

»Ich habe dich gefragt, ob ich mir was nehmen darf«, verteidigte sich Jason.

»Darfst du ja auch. Ich muss sowieso abnehmen.« Er strich über seinen immer noch etwas zu fülligen Bauch. »Außerdem bin ich froh hier nicht alleine festzusitzen. Dafür opfere ich gerne ein paar Schokoriegel.«

Plötzlich mischte sich Motorengeräusch in die Klänge des Regenwaldes. Justus hob die Hand und lauschte angestrengt. War das ein Auto? Oder ein Flugzeug? Ein paar Augenblicke später gab es keinen Zweifel: Ein Wagen näherte sich! Justus riss die Tür auf und rannte ein Stück zurück, um den Fahrer zu warnen. Er wollte nicht, dass ein weiteres Unglück geschah, weil der Fahrer den Jeep zu spät sah. J. J. folgte ihm.

Langsam und laut rumpelnd kam ein Geländewagen auf sie

zu. Justus winkte. Das Auto blieb einige Meter vor ihnen stehen. Ein rundlicher Mann mit Glatze stieg aus und kam auf Justus zu.

»He tenido a pana«, rief der Erste Detektiv. »¿Puede empujar el carro, por favor?«

»Seid ihr Amerikaner?«, antwortete der Mann zu seinem größten Erstaunen in klarstem Englisch.

Justus nickte erleichtert. »Ja. Wir sind mit unserem Leihwagen stecken geblieben. Seit Stunden warten wir schon auf Hilfe.«

»Da habt ihr aber Glück gehabt, dass ich heute hier vorbeifahre. Dieser Weg wird nämlich fast nie benutzt.«

»Das sieht man«, sagte J. J. gelassen.

Der Mann war nun ganz herangekommen. Er trug eine khakifarbene, zerknitterte Hose und ein weites T-Shirt, das zwei große dunkle Schweißflecke unter den Achseln zierte. An seiner hellen Haut sah man sofort, dass er kein Südamerikaner war. »Wie ist denn das passiert?«, fragte er.

Justus zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht. Ich bin in dieses Loch geraten und steckte fest.«

»Wohin wollt ihr denn?«

»Nach Suerte.«

»Hat man euch nicht gesagt, wie gefährlich es ist, ohne Führer durch den Urwald zu fahren?«

J. J. nickte. »Doch. Aber wir konnten uns keinen Führer leisten.«

Der Glatzkopf grinste. »Wie gesagt: Glück gehabt. Ich denke, wir bekommen den Wagen frei. Und danach können wir zusammen fahren. Ich will nämlich auch nach Suerte.«

»Wirklich? Das wäre toll!« Justus fiel ein Stein vom Herzen.

Gemeinsam sahen sie sich den Jeep an. »Der steckt ganz schön tief«, stellte der Mann fest. »Das wird schwierig werden.«

»Sie könnten versuchen ihn herauszuziehen«, schlug Justus

vor.

»Dazu muss ich vor den Jeep fahren. Nur, die Straße ist kaum breit genug, um an ihm vorbeizukommen.« Der Mann tippte nachdenklich mit dem Zeigefinger an seine Lippen. Schließlich zuckte er die Schultern. »Versuchen müssen wir es.« Er ging zurück zu seinem Wagen und lenkte ihn vorsichtig am gestrandeten Fahrzeug vorbei. Auf der anderen Seite stand ein dicker Baum und es waren nur wenige Zentimeter Platz zwischen Auto und Baumstamm. Dann blieb der Wagen abrupt stehen. »Verflixt!«, rief der Fahrer. »Mein Außenspiegel ist im Weg.«

»Und jetzt?«

»Jetzt schraube ich ihn ab.« Er holte einen Werkzeugkasten unter dem Sitz hervor und setzte seinen Plan in die Tat um. Die wenigen gewonnenen Zentimeter reichten aus, um den Engpass zu überwinden. Während er den Spiegel wieder befestigte, knotete J. J. ein Abschleppseil an die Anhängerkupplung des Jeeps und verband es mit dem anderen Auto. Der Mann fuhr langsam an, das Seil spannte sich und der Jeep ächzte und knarrte. Es sah so aus, als würde es nicht klappen, doch dann wurde er mit einem Ruck aus dem Erdloch gezogen und stand ein paar Meter weiter auf sicherem Boden.

»Geschafft!«, rief Justus. »Vielen Dank!«

»Und nun fahrt ihr einfach hinter mir her. Ich kenne diese Strecke auswendig.«

»Leben Sie in Suerte?«, wollte J. J. wissen.

Der Mann schüttelte den Kopf. »Aber ein paar Freunde von mir, die ich oft besuche.« Plötzlich lachte er. »Jetzt habe ich euch aus dem Schlammloch gezogen und mich noch gar nicht vorgestellt. Ich heiße Jonas. Julius Jonas.«

In der Diamantenstadt

Er streckte Justus die Hand entgegen. Der Erste Detektiv starrte sie an und brachte kein Wort heraus. Zögernd ergriff er sie. Die Hand war aus Fleisch und Blut. Er hatte keinen Geist vor sich.

»Ich bin ... Peter Shaw«, stotterte Justus.

J. J. warf ihm einen verblüfften Blick zu. Doch bevor er die verräterische Frage stellen konnte, hielt ihm Mr Jonas die Hand hin. »Jason Jackson«, sagte J. J. mechanisch. »Wir haben die gleichen Initialen. So ein Zufall.« Unsicher sah er wieder zu Justus hinüber, der fast unmerklich den Kopf schüttelte.

»Woher kommt ihr?«

»Ich komme aus Iowa«, erklärte J. J.

»Kalifornien«, sagte Justus abwesend, während er sein Gegenüber weiterhin anstarrte.

»Tatsächlich? Ich habe dort auch mal gelebt! Merkwürdig ...

Wir haben erst vor einer Woche in Suerte jemanden kennengelernt, der aus Kalifornien kam. Dabei verirren sich nur selten Touristen aus den Vereinigten Staaten in die Diamantenstadt.«

»Wir?«, hakte J. J. nach.

»Ja. Meine Frau und ich. Sie ist auch in Suerte.« Er wandte sich wieder an Justus: »Woher kommst du genau?«

Justus' Kehle wurde trocken. Er musste sich räuspern, bevor er antworten konnte: »Rock ... Rockwell. Das liegt in der Nähe von San Francisco.«

Der Mann, der sich Julius Jonas nannte, zuckte die Achseln. »Nie gehört. Ich komme aus der Nähe von Los Angeles. Aber jetzt wohnen wir in Chicago.«

Justus nickte nur. Er hatte auch noch nie etwas von einem Ort namens Rockwell gehört.

»Wenn wir noch vor Einbruch der Dunkelheit das Dorf erreichen wollen, müssen wir uns jetzt aber beeilen.« Mr Jonas wandte sich um und stieg in seinen Geländewagen.

Justus setzte sich hinter das Lenkrad und versuchte den Mo-

tor zu starten. Seine Beine zitterten so stark, dass er die Kuppelung zu schnell kommen ließ und das Auto abwürgte.

»Soll ich fahren?«, bot J. J. an.

Justus nickte dankbar. Sie tauschten die Plätze und J. J. folgte dem anderen Wagen durch den Urwald.

»Danke, dass du vorhin so super reagiert hast.«

»Weil ich deinen richtigen Namen nicht verraten habe?« Justus nickte. »Warum hast du das gemacht?«, fragte J. J.

»Was?«

»Warum hast du ihm einen falschen Namen genannt? Kennst du den Mann? Er heißt auch Jonas. Ist das Zufall? Oder ist Peter dein richtiger Name und Justus Jonas war eine Lüge?«

»Nein. Ich heiße wirklich Justus. Und was deine erste Frage angeht: Ich weiß es nicht.«

»Du weißt nicht, warum du diesen netten Mann belogen hast? Was meinst du damit?«

Justus überlegte. Er wusste es tatsächlich nicht. Er hatte gehofft in der Diamantenstadt in Ruhe nach dem Ehepaar Jonas suchen und sich auf die Begegnung vorbereiten zu können. Plötzlich stand dieser Fremde vor ihm, der behauptete Julius Jonas zu sein, und Justus war im ersten Moment nichts Besseres eingefallen, als seine Identität zu verleugnen. Er kam sich unglaublich dumm vor. Hals über Kopf war er nach Venezuela geflogen, um Antworten zu finden und seine innere Unruhe zu verscheuchen. Nun war er dem Mann begegnet, den er suchte, und die Unruhe war nur noch größer geworden. Was sollte er tun, wenn dies tatsächlich sein Vater war? Wollte er das alles überhaupt? Alles würde sich verändern. Wäre er doch zu Hause geblieben.

»J. J. bitte frag nicht.«

»Bist du auf der Flucht oder so was?«

»Frag nicht!«, antwortete Justus eine Spur zu laut.

J. J. schwieg beleidigt und sie setzten ihre Fahrt fort, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Sie erreichten das Dorf, als es schon dämmerte. Suerte war noch kleiner als Canaima und es gab nur eine Pension. Auch sonst hatte die Siedlung nicht viel zu bieten. Für Touristen war sie – anders als Canaima – ziemlich uninteressant. Fast alle, die hier lebten, hatten etwas mit Gold oder Diamanten zu tun. In der Nähe gab es viele Minen, wer nicht dort seinen Lebensunterhalt verdiente, verarbeitete die Rohstoffe.

Justus und J. J. nahmen ein Doppelzimmer, um Geld zu sparen.

Als Justus endlich die Tür hinter sich schließen konnte, war er erleichtert. Er hätte Mr Jonas nicht länger ertragen können.

Nachdem beide ausgiebig geduscht hatten, fragte J. J.: »Hast du Lust dir ein bisschen das Dorf anzusehen?«

Justus winkte ab. »Nein, danke. Ich bin ziemlich müde. Ich werde wahrscheinlich ins Bett gehen.«

»Wie du willst. Ich ziehe noch etwas um die Häuser.«

Justus war froh endlich allein zu sein. Er musste ungestört nachdenken können. Seine wahre Identität zu verschweigen war eine Kurzschlussreaktion gewesen. Aber vielleicht entpuppte sich das noch als geschickter Schachzug. Justus wollte erst sicher sein, ob sie seine Eltern waren oder nicht. Wenn ja, dann konnte er ihnen immer noch offen gegenübertreten. Wenn nicht, würde er einfach wieder abreisen, ohne die beiden belästigt zu haben. Doch vorher musste er die Wahrheit herausfinden.

Am nächsten Morgen gingen Justus und J. J. gemeinsam in den Gasträum zum Frühstück. Justus hatte sich auf Brötchen und Käse und Marmelade gefreut. Stattdessen fand er auf einem Teller schwarze Bohnen, Rührei und eine gebratene Banane.

»Ist das hier normal?«

J. J. nickte. »Das ist das venezolanische Standardfrühstück.«

Justus zuckte die Schultern. Vorsichtig probierte er ein Stück Banane. Zwei weitere Gäste betraten den Raum.

»Sieh mal, da ist Mr Jonas. Und das ist vermutlich seine Frau.«

Justus zuckte zusammen und senkte den Kopf. Vorsichtig warf er unter seinem dunklen Haarschopf einen Blick zu den beiden hinüber. Sie kamen direkt auf sie zu. Nun konnte Justus sich nicht mehr verstecken. Er blickte auf und lächelte.

»Guten Morgen, Mr Jonas«, sagte J. J. heiter.

»Morgen, Jungs.« Er wandte sich an seine Frau. »Darf ich vorstellen, Jason und Peter. Und dies ist meine Frau Catherine.«

Justus verschluckte sich an einem Stück Banane und begann laut zu husten. Alle zuckten vor Schreck zusammen. Tränen schossen ihm in die Augen und J. J. klopfte ihm auf den Rücken.

Als Justus sich wieder beruhigt hatte, fuhr Mr Jonas fort: »Was habt ihr denn heute vor? Ihr müsst euch unbedingt die Wasserfälle ansehen. Nicht wahr, Catherine?«

Seine Frau nickte und zupfte am Saum seines T-Shirts.

Julius Jonas lächelte verlegen. »Tja, wir werden dann auch mal frühstücken gehen. Schönen Tag noch, Jungs.«

»Komische Frau«, bemerkte J. J. »Sie hat kein einziges Wort gesagt. Du allerdings auch nicht. Manchmal benimmst du dich wirklich merkwürdig. Ich weiß schon, ich soll keine Fragen stellen. Trotzdem würde es mich brennend interessieren, warum die beiden nicht wissen sollen, wer du bist. Und was du in Suerte willst. Du machst doch keinen Urlaub, oder?«

»Wie kommst du darauf, dass ich keinen mache?«

»Du benimmst dich nicht so, als seist du auf Erholung aus. Stehst ständig unter Hochspannung.«

Justus seufzte. »Du hast Recht. Ich mache keinen Urlaub.«

»Sondern?«

»Vielleicht erzähle ich es dir später – wenn ich es selbst genau weiß.«

J. J. hob zweifelnd die Augenbrauen und schüttelte den Kopf.

Während des Frühstücks warf Justus immer wieder verstohlene Blicke zum Ehepaar Jonas hinüber. Plötzlich erhob sich Mrs Jonas und verließ den Raum. »Komme gleich wieder«, murmelte Justus schnell, stand auf und folgte der dunkelhaarigen Frau den Flur entlang zur Treppe und von dort in den ersten Stock. Bei Zimmer Nummer 108 holte sie einen Schlüssel aus ihrer Handtasche, schloss auf und verschwand in dem Raum.

Justus ging wieder hinunter. Als er zum Tisch zurückkehrte, sah J. J. ihn missbilligend an. »Was sollte das nun wieder?«

»Ich habe nur schnell etwas aus unserem Zimmer geholt.«

J. J. nickte, sah jedoch zweifelnd auf Justus' leere Hände.

Sie aßen schweigend weiter. Irgendwann standen Mr und Mrs Jonas auf und verließen den Gastraum Richtung Straße.

»J. J. kannst du mir einen Gefallen tun?«, fragte Justus, wartete die Antwort jedoch nicht ab. »Verfolg die beiden. Wenn sie in weniger als einer Viertelstunde wieder hier auftauchen, dann verwickle sie in ein Gespräch. Sie dürfen auf keinen Fall nach oben in ihr Zimmer!«

J. J. starrte ihn an. »Bist du jetzt völlig übergeschnappt?«

»Bitte! Vertrau mir!«

»Dir vertrauen? Wie käme ich dazu? Wir kennen uns noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden.«

»J. J. bitte! Ich brauche deine Hilfe.«

»Was hast du denn vor?«, wollte J. J. wissen.

»Später! Schnell, sonst sind sie weg!«

Jason fuhr durch sein langes Haar. »Das riecht alles so nach Krimi«, sagte er. »Bist du einer von den Guten oder von den Bösen?«

»Von den Guten!«, sagte Justus eindringlich. »Ganz sicher. Und jetzt geh ihnen bitte nach, sonst verlierst du sie noch!«

J. J. rollte mit den Augen. »Also schön. Aber danach erklärst du mir alles!«

»Versprochen!«

Der schlanke Junge stand auf und ging hinaus auf die Straße. Einen Augenblick später war er um eine Ecke verschwunden.

Auch Justus stand auf. Schnell lief er die Treppe hinauf und den Flur entlang. Vor der Tür zu Zimmer 108 blieb er stehen. Probeweise drückte er die Klinke herunter, doch die Tür war verschlossen. Justus zückte seinen Schlüsselbund. Dort hingen zwei Dietriche, die er Peter einmal abgeschwatzt hatte. Eigentlich war der Zweite Detektiv der Schlösserexperte, doch Justus' Argument, dass auch Bob oder er einmal in eine Situation kommen könnten, in der sie eine Tür öffnen mussten, hatte Peter überzeugt: Er hatte einen Teil seiner Dietrichsammlung Bob und Justus überlassen.

Justus versuchte die Tür zu öffnen. Er war jedoch kein Experte. Peter hätte das Schloss vermutlich innerhalb von Sekunden geknackt. Der Erste Detektiv brauchte zwei Minuten, bis der Riegel mit einem leisen Klick endlich nachgab und die Tür sich öffnen ließ. Er schlich in das Zimmer. Es war fast genauso eingerichtet wie ihr eigenes. Schnell sah er sich um. Unter dem Bett standen zwei leere Koffer. Justus öffnete den Schrank: Die Kleidung war ordentlich aufgehängt worden. Offenbar planten die Jonas' einen längeren Aufenthalt in Suerte. Auf dem Tisch lag eine Brieftasche. Er öffnete sie. Zwei Touristenkarten waren darin, eine Art Visum, das man ohne Schwierigkeiten am Flughafen bekam. Justus hatte auch eines. Auf diesen Karten standen die Namen der Inhaber: Catherine Jonas und Julius Jonas, wohnhaft in Chicago. Justus wollte die Geburtsdaten kontrollieren, doch die waren auf den Karten nicht angegeben.

Er blätterte die Brieftasche durch. Ein paar Kreditkarten und einige Fotos kamen zum Vorschein. Er betrachtete sie: Es waren zwei Bilder von Catherine und Julius Jonas, eines von einer Frau, die er nicht kannte, und ein altes, verblichenes Kinderfoto: Ein kleiner, dicker Junge mit hellbraunen Locken grinste in die Kamera. Er mochte vielleicht vier Jahre alt sein.

Justus starrte das Foto an. Früher waren seine Haare heller

gewesen, wie das bei Kindern meistens der Fall war. Tante Mathilda hatte ihm oft erzählt, dass er damals auch Locken gehabt hatte. Das Bild war etwas überbelichtet und unscharf. Trotzdem: Eine gewisse Ähnlichkeit war zu erkennen.

Wie gebannt sah er sich das Foto an und vergaß völlig, wo er war. Plötzlich klopfte es an der Tür.

Der Lauscher im Schrank

»Das war es dann also«, sagte Peter zu Bob, als er die Zentrale betrat. »Wieder ein Schuljahr vorbei. Wieder ein Zeugnis mehr, das ich besser vor meinen Eltern verstecke.«

»So schlimm?«

»Na ja, geht so. Mit meiner Sportnote habe ich einiges rausreißen können.«

»Wie immer.« Bob wippte unruhig mit dem Schreibtischstuhl herum. »Was fangen wir nun mit den Ferien an?«

»Ich weiß, was du denkst. Du würdest am liebsten sofort nach Venezuela fliegen und unserem verehrten Ersten Detektiv beistehen, stimmt's?«

»Du hast es erraten. Und wie steht es mit dir?«

»Ich würde ja gerne. Aber meine Finanzen lassen das einfach nicht zu.«

Bob grinste. »Du musstest dir ja unbedingt schon wieder ein neues Fahrrad kaufen.«

»Ich konnte doch nicht ahnen, was auf uns zukommt«, verteidigte sich Peter.

»Wenn wir nicht nach Venezuela fliegen können, müssen wir hier unser Möglichstes tun, um Justus zu helfen. Ich habe meinen Vater beauftragt im Archiv seiner Zeitung alles über den Flugzeugabsturz von damals herauszufinden und es uns rüberzufaxen.«

»Was erhoffst du dir davon?«

»Keine Ahnung. Aber irgendwas müssen wir schließlich tun. Justus würde genauso vorgehen: Erst mal alle Informationen zusammentragen, die man bekommen kann, und dann sehen, was man damit anfangt.«

Das Telefon klingelte. Peter wollte nach dem Hörer greifen, doch Bob hielt ihn zurück. »Das ist vielleicht für das Faxgerät.«

Er hatte Recht: Nach dem dritten Klingeln schaltete sich das

Gerät ein und spuckte wenige Sekunden später einen kleinen Stapel Papier aus. Es waren Kopien von Zeitungsartikeln, die Bobs Vater herausgesucht hatte. Sie teilten den Stapel auf und begannen zu lesen.

»Ich weiß immer noch nicht, was wir hier finden sollen«, meinte Peter, nachdem er zwei Artikel gelesen hatte. »Das war ein Flugzeugabsturz wie jeder andere auch.«

Bob sah empört von seinem Blatt auf. »Wie redest du denn!«

»Ist doch wahr. Flugzeugunglücke sind zwar tragisch, aber letztlich nichts Besonderes. Das passiert doch ständig! Mindestens einmal pro Woche hört man in den Nachrichten, dass mal wieder ein Flieger irgendwo auf der Welt runtergekracht ist. Dann reden die Nachrichtensprecher von technischen Defekten, menschlichem Versagen oder einer noch ungeklärten Ursache, von Flugschreibern, die gefunden werden müssen, und von der Zahl der Toten und Verletzten. Etwas anderes steht in diesen Artikeln auch nicht. In diesem Fall war es ein technischer Defekt: Ein Treibstofftank hatte ein Leck, es gab eine Explosion und das Flugzeug stürzte ins Meer. Niemand überlebte.«

Bob ließ seufzend das Papier sinken. »Du hast Recht. Ich weiß auch nicht, was ich mir davon erhofft habe. Vielleicht einen Hinweis, dass es doch Überlebende gegeben hat. Aber in diesem Punkt sind alle Berichte eindeutig.«

»Das heißt, dass Justs Eltern damals definitiv ums Leben gekommen sind«, schlussfolgerte Peter.

»Es sei denn ...«, begann Bob, dann erhellte sich sein Gesicht plötzlich, »es sei denn, Justus hatte mit einer seiner Vermutungen Recht und sie haben den Unfall nur vorgetäuscht. Mit anderen Worten: Sie waren gar nicht an Bord der Maschine!«

»Wo hätten sie sonst sein sollen?« Peter war skeptisch.

»Das müssen wir herausfinden. Aber dann ergäbe auch der Rest einen Sinn: Das Ehepaar Jonas gibt vor wegzufiegen. Die

Maschine stürzt ab, jedoch ohne die beiden an Bord. Trotzdem melden sie sich nie wieder. Was folgt daraus? Sie wollten sich absetzen!«

»Absetzen? Warum?«

»Na ja ... weil sie irgendwelchen Dreck am Stecken hatten«, antwortete Bob zögernd.

»Dreck am Stecken?«, rief Peter. »Justs Eltern?«

»Es ist ja nur eine Theorie.«

Peter ignorierte den Einwand. »Du meinst doch nicht, dass die Eltern des größten Detektivs seit Sherlock Holmes Schwerverbrecher waren?«

»Möglich ist alles.«

Peter verschränkte die Arme vor der Brust. »Das ist doch absurd.«

»Wenn wir davon ausgehen, dass Catherine und Julius Jonas aus Venezuela Justs Eltern sind, ist das die einzig logische Erklärung, die mir einfällt. Und die sollten wir überprüfen. Erinnerst du dich an Onkel Titus' merkwürdige Reaktion, als wir ihm das Foto gezeigt haben? Vielleicht steckte mehr dahinter, als er zugeben wollte. Vielleicht hütet die Familie Jonas ein dunkles Geheimnis. Wir könnten herausfinden, ob Justs Eltern irgendwann einmal in ein Verbrechen verstrickt waren.«

»Und wie?«

»Indem wir noch jemand anderen befragen.«

»Du meinst doch nicht etwa Tante Mathilda.« Der Zweite Detektiv runzelte die Stirn. »Wenn Onkel Titus schon so allergisch auf Catherine Jonas reagiert, möchte ich nicht wissen, was Tante Mathilda uns zu sagen hat.«

»Wen sollen wir denn sonst fragen? Ich kenne niemanden aus Justs Familie. Jedenfalls nicht von der Jonas-Seite.«

Peter seufzte. »Wenn wir wirklich Tante Mathilda befragen wollen, müssen wir sehr behutsam vorgehen.«

»Werden wir«, versprach Bob und verließ den Wohnwagen.

Tante Mathilda saß im Büro des Gebrauchtwarencenters und

erledigte die Buchführung. »Hallo, ihr beiden«, sagte sie erfreut. »Wollt ihr mich von der Arbeit abhalten? Das ist sehr nett von euch. Ich kann mich ohnehin nicht konzentrieren. Ständig geht mir Justus durch den Kopf.«

»Deshalb wollen wir auch mit Ihnen reden«, begann Bob. »Wir versuchen ihm von hier aus zu helfen, so gut wir können.« Er erklärte ihr, wie wichtig es für sie war, mehr über die Eltern ihres Ersten zu erfahren. »Wir haben schon mit Ihrem Mann gesprochen. Doch der reagierte ... sehr gereizt, als der Name Catherine Jonas fiel.«

Tante Mathilda klappte die Mappe zu, in der sie gearbeitet hatte. »Er hat mir von eurem Gespräch erzählt. Ich glaube, im Nachhinein tut es ihm Leid, dass er so gereizt war. Aber zwischen ihm und Catherine sind Dinge abgelaufen, die ihn auch nach so vielen Jahren noch auf die Palme bringen.«

Tante Mathilda wirkte sehr ruhig. Peter war erleichtert und wagte die nächste Frage: »Können Sie uns sagen, was genau vorgefallen ist?«

»Meint ihr, dass das für eure Ermittlungen wichtig sein könnte?«

Peter zuckte die Schultern.

»Also schön, ich werde es euch erzählen. Es ging damals um Geld. Catherine hat sich bei Titus immer wieder etwas geliehen und zwar im Namen von Julius. Sie behauptete, er stecke in tiefen Schwierigkeiten, würde sich jedoch nicht trauen selbst zu seinem Bruder zu gehen. Titus hat ihr das Geld gegeben – sehr viel. Es stellte sich jedoch heraus, dass es nie für Julius bestimmt war, sondern für Catherines Bruder, der großen Ärger am Hals hatte. Ich habe nie erfahren, worum es bei dieser Sache wirklich ging. Titus hat das Geld jedenfalls nie wieder gesehen und machte Catherine dafür verantwortlich. Immerhin hatte sie sein Vertrauen missbraucht. Monatelang haben sie sich gestritten, bis der Kontakt schließlich abbrach. Auch Julius' Versuche seinen Bruder zu beruhigen scheiterten. Das

war eine sehr hässliche Geschichte damals.«

Bob kratzte sich am Kinn. »Vielleicht bringt uns das tatsächlich einen Schritt weiter.«

»Ja? Wie denn?«

»Das muss ich erst noch nachprüfen. Wenn wir etwas erfahren, sagen wir Ihnen sofort Bescheid. Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

Peter und Bob verließen das Büro. »Was meinst du damit, dass es uns einen Schritt weiterbringt? Was hast du vor?«

»Wir fahren zu Cotta. Vielleicht steckte ja mehr hinter dieser Geldgeschichte, als Tante Mathilda weiß. Wenn wir noch etwas über die Familie Jonas herausfinden wollen, muss Cotta uns helfen.«

Justus stopfte die Fotos zurück in die Brieftasche und warf sie auf den Tisch. Er rannte zum Bett und wollte sich gerade darunter verstecken. Da sah er, dass die Schranktür noch immer offen stand. Er lief zurück. Ein Schlüssel klimperte. Justus schob die Kleidung beiseite, stellte sich in den Schrank und schloss ihn von innen. Eine Sekunde später hörte er, wie die Zimmertür geöffnet wurde. Eine Frauenstimme murmelte etwas auf Spanisch. Nach einigen Augenblicken ertönte ein lautes Summen. Es klang wie ein Staubsauger.

Die Putzfrau, dachte Justus. Sie hat sich bestimmt gewundert, warum das Zimmer nicht abgeschlossen war. Hoffentlich ist sie nicht neugierig und sieht in die Schränke.

Er geriet ins Schwitzen. Zwischen all den Klamotten war es sehr heiß im Schrank. Außerdem stank es nach Mottenpulver. Die Putzfrau saugte und saugte. So groß war das Zimmer doch gar nicht! Als das Summen endlich aufhörte, waren das fröhliche Pfeifen der Frau und das Aufschütteln der Betten zu hören.

Wann war sie denn endlich fertig? Ein Schweißtropfen rann ihm langsam den Rücken hinab. Es kitzelte, doch der Schrank war so eng, dass er sich nicht kratzen konnte.

Es dauerte eine Viertelstunde, bis die Putzfrau den Raum verließ. Das Pfeifen brach ab, die Tür öffnete sich, schloss sich wieder und es wurde still. Nach einem kurzen Moment hörte Justus, wie die Tür abgeschlossen wurde. Der Erste Detektiv verdrehte die Augen. Er wartete einige Sekunden, bevor er den Schrank öffnete und ins Freie stolperte. Er atmete tief durch, dann ordnete er die Kleidung im Schrank und schloss ihn. »Und jetzt muss ich irgendwie hier raus.«

Er holte erneut seine Dietriche hervor. »Die Viertelstunde ist längst um. Wenn die beiden jetzt zurückkommen, wird J. J. sie nicht aufhalten.« Mit zittrigen Fingern machte er sich am Schloss zu schaffen. »Nun komm schon!«

Plötzlich hörte er Schritte auf dem Flur. Er hielt inne. Die Schritte kamen näher ... näher ... näher ... und blieben direkt vor der Tür stehen!

»Hast du den Schlüssel?«

Das war die Stimme von Mr Jonas! Justus rannte zurück zum Schrank, riss ihn auf und nahm seinen alten Platz ein. Die Tür schloss er keinen Moment zu früh. Schon betraten die Jonas' den Raum. Justus lauschte.

»Setz dich doch, Arturo«, sagte Mr Jonas.

»Möchtest du etwas trinken?«, bot seine Frau an.

»Ich glaube nicht, dass das ist nötig«, erwiderte eine Männerstimme mit starkem spanischen Akzent.

»Warum so zurückhaltend, alter Junge?«, fragte Mr Jonas. »Hast du Angst, wir wollen dich vergiften?«

»Ich finde, es ist besser, wenn wir zuerst abschließen das negocio ... äh ... Geschäft. Danach ich trinke eine Glas gerne. Aber über Geld man spricht besser mit klares Kopf.«

»Gut. Dann kommen wir gleich zur Sache. Mein Mann und ich haben uns überlegt, dass das Geld, das für uns übrig bleibt, zu wenig ist. Schließlich riskieren wir jedes Mal vom Zoll erwischt zu werden, wenn wir das Land verlassen.«

»Und ich riskiere jedes Mal, dass ihr nicht mehr kommt wie-

der mit Geld und meine Ware ist futsch! Futschikato!«

»Aber, Arturo. Das würden wir niemals tun, wir sind doch Freunde! Und außerdem Geschäftspartner. Natürlich könnten wir mit der Ware verschwinden. Aber damit würden wir uns ja unsere Geldquelle abschneiden. Doch meine Frau hat Recht: Es ist auf die Dauer zu riskant. Immerhin kommen wir viermal im Jahr nach Suerte. Unsere Dauerbesuche fallen den Behörden irgendwann auf. Damit sich das Risiko lohnt, muss in Zukunft etwas mehr für uns herausspringen.«

»Dann ich mache euch ein Vorschlag: Ihr kommt nur noch zweimal im Jahr und nehmt mit die doppelte Menge. Das ist nicht so auffällig.«

»Zu gefährlich«, sagte Mrs Jonas. »Das sind zu viele Steine. Die kann man nicht gut genug verstecken.«

»Ihr könntet nehmen Koffer mit doppeltem Boden.«

»Wir wollen mehr Geld, Arturo!« Mr Jonas' Stimme hatte einen harten Klang bekommen.

»¿Cuánto?«

»Zwanzig Prozent mehr.«

»Zwanzig Prozent?« Der Venezolaner war entsetzt. »Ich könnte euch geben fünf Prozent, nicht mehr.«

»Zwanzig.«

»Julius, ich habe Frau und Kinder! Viele hijos! Ich muss auch leben!«

»Komm uns nicht auf die südamerikanische Großfamilien-Tour«, sagte Mrs Jonas. »Wir wissen alle sehr genau, dass du an dem Geschäft mehr verdienst als der größte Teil deiner Landsleute.«

»Gut, ich euch gebe zehn Prozent.«

»Fünfzehn, oder du kannst dir andere Kuriere suchen.«

Eine Zeit lang herrschte Schweigen. Justus' Herz pochte so laut, dass er befürchtete, man könnte es durch die Schranktür hören. Dann sagte Arturo: »Na schön. Aber erst bei nächste Lieferung!«

»Einverstanden.«

»Dann jetzt ihr gebt das Geld.«

»Wo hast du es versteckt, Catherine?«

»Im Schrank. Wartet, ich hole es.«

»Ihr habt Glück mich heute anzutreffen«, sagte Inspektor Cotta. »Heute ist der letzte Schultag und eine Menge Leute sind unterwegs in die Ferien. Die Autobahnen werden heute Nachmittag hoffnungslos verstopft sein. Auffahrunfälle sind vorprogrammiert. Der Chef hat angeordnet, dass sich alle zur Verfügung stehenden Leute bereithalten, um das zu befürchtende Verkehrschao zu bewältigen. Inklusive mir! Ich bin Inspektor! Die Zeit als Verkehrspolizist habe ich längst hinter mir!«

Die zwei saßen in Cottas Büro. Über dem Schreibtisch des dunkelhaarigen Polizisten hing ein Poster von Humphrey Bogart, offenbar Cottas großes Vorbild. Inspektor Cotta war ihr Freund bei der Polizei von Rocky Beach. Mit seiner Hilfe hatten sie schon so manchen spannenden Fall zu Ende gebracht – und andersherum. Auch die hiesige Polizei wäre ohne die Hilfe der drei ??? oft ratlos gewesen.

»Sind Sie sich etwa zu schade für diese durchaus wichtige Aufgabe?«, feixte Peter.

»Sei nicht so frech, sonst habt ihr gleich verspielt. Ihr braucht doch sicherlich mal wieder meine Hilfe, oder?« Er stützte grinsend das Kinn auf die Hand.

»Richtig. Wollen Sie die ganze Vorgeschichte hören oder soll ich gleich zur Sache kommen?«, fragte Bob.

»Gib mir die Kurzfassung.«

Bob berichtete dem Inspektor, was geschehen war. Cotta staunte nicht schlecht, als er die Geschichte über Justus und seine Eltern erfuhr. »Dann sind eure neuesten Ermittlungen also eher privater Natur. Aber wie kann ich euch dabei helfen?«

»Ganz einfach«, begann Peter. »Uns kam der Gedanke, dass

diese ganze Geschichte nur dann einen Sinn ergibt, wenn Justus' Eltern etwas zu verbergen hatten. Wenn sie in irgendeine krumme Sache verwickelt waren.«

Cotta hob die Augenbrauen. »In eine krumme Sache verwickelt? Ausgerechnet die Eltern des Ersten Detektivs Justus Jonas?«

»Mir kam es auch unwahrscheinlich vor«, gab Peter zu. »Aber wenn man darüber nachdenkt, ist das die einzig logische Erklärung. Vielleicht steckt ja ein gewisses kriminelles Potential im Erbgut der Familie Jonas. Nur bei Justus äußert es sich nicht dadurch, dass er Verbrechen begeht, sondern dass er sie aufklärt.«

»Na schön. Ich weiß aber immer noch nicht, was ihr von mir wollt.«

»Wir müssten einen Blick in ihre Einwohnermeldedatei werfen, oder wie das heißt«, erklärte Bob. »Vielleicht finden wir dort einen Hinweis auf die Vergangenheit der Jonas.«

Nun senkten sich Cottas Augenbrauen. »Ihr wisst genau, dass ich das nicht tun darf. Stichwort: Datenschutz.«

»Wissen wir. Aber wenn wir Sie daran erinnern dürfen, haben Sie dieses Verbot schon öfter für uns ignoriert«, erwiderte Peter.

»Aber dabei ging es immer um einen konkreten Fall. Somit war es sozusagen Polizeiarbeit und in diesem Zusammenhang erlaubt.«

»Vielleicht wird diese Sache auch noch zur Polizeiarbeit«, überlegte Bob. »Wer weiß, was wir entdecken.«

»Bis jetzt sind es nichts weiter als grobe Vermutungen, die absolut nichts mit der Aufklärung eines Verbrechens zu tun haben. Da kann ich nichts machen.«

»Aber wir haben einen Hinweis«, erklärte Peter. »Justus' Tante sprach von irgendeiner obskuren Geldgeschichte, die sich vor vielen Jahren abgespielt hat. Wo Geld im Spiel ist, ist ein Verbrechen manchmal nicht weit.«

»Ein sehr wackliger Hinweis«, murmelte Cotta.

»Aber es geht um Justus!«, rief Peter. »Wir müssen ihm helfen, das sind wir ihm schuldig! Und ich finde, Sie auch. Schließlich hat er schon viel für Sie getan.«

»Glaubt ihr denn wirklich, dass ihr ihm auf diese Weise helfen könnt? Selbst wenn ihr etwas herausfindet, könnt ihr ihn in Venezuela nicht erreichen.«

»Vielleicht meldet er sich noch einmal bei uns«, meinte Bob. »Versuchen müssen wir es auf jeden Fall.«

Cotta lehnte sich seufzend zurück. »Na schön. Ich werde einen Riesenärger kriegen, wenn das herauskommt. Dann kann ich wirklich wieder als Verkehrspolizist arbeiten. Aber ich bin nun einmal ein gutmütiger Mensch und tue euch deshalb den Gefallen.«

»Vielen Dank! Es wird bestimmt nicht herauskommen. Und wenn Sie doch gefeuert werden, dann bekommen Sie bestimmt einen Job bei Onkel Titus auf dem Schrottplatz.« Peter grinste breit.

Cotta lachte. »Na, vielen Dank. Darauf verzichte ich lieber.« Er wandte sich dem Computer zu und gab einige Befehle ein. Dann drehte er den Bildschirm so, dass Peter und Bob auch etwas sehen konnten. Zwei Farbfotos erschienen, daneben standen eine Menge Daten.

»Da haben wir sie: Julius und Catherine Jonas. Beide geboren in Los Angeles, ein Sohn: Justus Jupiter Jonas.«

»Justus *Jupiter*?«, rief Peter. Dann begann er lauthals zu lachen. »Justus Jupiter! Ich wusste ja immer, dass die Familie Jonas einen seltsamen Sinn für Namensgebung hat, aber Jupiter übertrifft alles!«

»Das hat er uns nie erzählt!«, sagte Bob. »Na ja, ich würde es auch verschweigen, wenn ich so einen zweiten Vornamen hätte.«

Cotta blieb ernst. »Wir haben ein Problem mit Catherine und Julius.«

»Nämlich?«, fragten Peter und Bob gleichzeitig.

Der Inspektor zeigte auf den Bildschirm. »Hier stehen zwar zwei Geburtsdaten, aber kein Todestag. Laut Eintrag sind die beiden immer noch am Leben.«

Gefährliches Wissen

Justus erwischte einen Pullover und bedeckte damit seinen Kopf. Einen Moment später ging die Schranktür auf. Er stürzte hinaus, rempelte Mrs Jonas an, die überrascht aufschrie, und riss die Tür auf. Einige Augenblicke blieb es ruhig, dann rannte Mr Jonas hinter ihm her. Justus zog den Pullover noch fester über den Kopf. »Halt! Stehen bleiben!«, rief Mr Jonas.

Justus kümmerte sich nicht darum. Er erreichte die Treppe, stolperte hinunter und war wenige Augenblicke später auf der Straße. Dort lief er zum Rand der Diamantenstadt, wo der Urwald begann. Mr Jonas war noch immer hinter ihm her. Zum Glück war auch er nicht gerade schlank und so gewann Justus trotz seiner Unsportlichkeit langsam Vorsprung. Er lief in den Regenwald hinein, brach durch das Unterholz und sprang über Farne und kleine Büsche. Schon nach dreißig Metern hatte der Irrgarten aus Bäumen ihn verschluckt und als Justus zurückblickte, sah er kein einziges Haus mehr. Auch Mr Jonas war verschwunden. Justus lief sicherheitshalber noch weiter. Unterwegs blieb der Pullover an einem Ast hängen, doch er kümmerte sich nicht darum. Schließlich blieb er keuchend stehen. Die Luft war so heiß und feucht, dass er schon wieder durchgeschwitzt war. Seine Haut kribbelte unangenehm. Er schlug einen lästigen Moskito beiseite, lehnte sich erschöpft an einen Baum und lauschte: In das Vogelgezwitscher und Gekreisch mischte sich ein nicht allzu fernes Plätschern.

Was sollte er jetzt tun? Hatten die Jonas ihn erkannt? Wenn ja, was würden sie unternehmen? Dann konzentrierte er sich darauf, was er erfahren hatte. Viel war es nicht. Er wusste noch immer nicht, ob Catherine und Julius Jonas seine Eltern waren. Dafür hatte er ein Gespräch belauscht, das ihn nicht gerade ermutigte. Das Kinderfoto kam ihm in den Sinn. Hatte er sich tatsächlich selbst in die Augen geblickt?

Etwas kitzelte seine Hand, mit der er sich an den Baum ge-

lehnt hatte. Justus wollte es wegwischen. Dabei berührte er etwas Großes, Haariges. Entsetzt starrte er auf eine untertas-sengroße, braune Spinne, die gerade auf seinen Handrücken klettern wollte. Er riss seine Hand weg und schleuderte die Spinne dabei in einen Busch. Schnell wich er einige Schritte zurück und prallte gegen ein Hindernis. Er wirbelte herum. Ein Baum! Justus' Herz raste. Am liebsten wäre er sofort zurück ins Dorf gerannt, doch er befürchtete Mr Jonas dort direkt in die Arme zu laufen. Also musste er wohl oder übel noch eine Weile in diesem spinnenverseuchten Dschungel bleiben.

Justus verscheuchte seine Gedanken und blickte auf. Als Er-stes brauchte er eine halbwegs sichere Stelle zum Ausruhen. Da legte sich plötzlich von hinten eine Hand auf seine Schulter.

»Da muss ein Irrtum vorliegen«, sagte Peter, während er auf die farbigen Bilder auf dem Monitor starrte. »Catherine und Julius Jonas sind tot. Und wenn sie es nicht sind, sind sie zu-mindest für tot erklärt worden und müssten daher auch so im Computer gespeichert sein.«

»Du siehst es ja«, erwiderte Inspektor Cotta. »Sie leben – laut Computer. Und zwar in Chicago.«

»Peter hat Recht«, sagte Bob. »Das muss ein Fehler sein! Es gab ja sogar eine Beerdigung. Vielleicht wurde vergessen in den Computer einzugeben, dass beide vor elf Jahren ums Le-ben kamen. Kann so etwas vorkommen?«

Cotta schüttelte den Kopf. »Das kann ich mir nicht vorstel-len.«

»Dann muss es doch eine Verwechslung sein«, überlegte Pe-ter.

»Unsinn«, widersprach Bob. »Die Daten stimmen doch hun-dertprozentig mit denen von Justs Eltern überein. Das kann kein Zufall sein. Und sieh dir das Foto von Mrs Jonas an: Das ist die Frau, die auch Albert Hitfield fotografiert hat. Sie ist auf diesem Bild einige Jahre jünger, aber man erkennt sie zweifels-

frei wieder.«

»Von wann ist das Foto in der Datei?«, fragte Peter.

Cotta rief eine weitere Seite aus dem Programm auf. »Es ist dreizehn Jahre alt.«

»Dann hat sie sich aber nicht sehr verändert. Sie sieht auf diesen Bildern höchstens acht Jahre jünger aus als auf Mr Hitfields Fotos«, stellte Bob fest.

Peter zuckte die Schultern. »Dann hat sie sich eben jung gehalten. Ich finde viel bemerkenswerter, dass das Foto kurz vor ihrem Tod aufgenommen wurde. Das beweist doch, dass sie tot sein muss. Sonst wäre es bestimmt in den letzten elf Jahren aktualisiert worden.«

»Das stimmt, Peter«, sagte Cotta. »Eigentlich muss alle zehn Jahre ein neues Foto in die Personendatei eingegeben werden. Das ist wirklich seltsam.«

»Irgendetwas ist ganz furchtbar faul an der Sache«, murmelte Bob. »Ich komme bloß nicht dahinter, was es ist. Ich schreibe mir mal die hier angegebene Adresse der Jonas' auf.«

»Willst du etwa hinfahren?«, fragte Peter.

»Nein. Aber wir können wenigstens mal anrufen.«

»Aber sie sind doch in Venezuela.«

»Vielleicht sind sie ja schon wieder zurück. Versuchen müssen wir es auf jeden Fall.«

Cotta runzelte die Stirn. »Meint ihr wirklich Justus so helfen zu können? Wie ich euer Superhirn kenne, ist er wahrscheinlich schon so weit, dass er eure Unterstützung nicht mehr braucht.«

Peter grinste gequält. »Justus ist zwar ein Superhirn, aber ohne uns trotzdem manchmal ganz schön aufgeschmissen. Wer weiß, vielleicht steckt er schon in den größten Schwierigkeiten.«

Justus versuchte sich loszureißen, doch die Hand hielt ihn zurück. »He! Ich bin keine Spinne! Und ganz nebenbei: Die

auf deiner Hand war bloß eine Vogelspinne und die sind nicht halb so gefährlich, wie die meisten Leute glauben.«

Er drehte sich um. »J. J.! Was tust du denn hier?«

»Ich habe die Jonas verfolgt und mir danach den Wasserfall da drüben angesehen. Soll ich ihn dir zeigen?«

Justus war viel zu überrascht um zu antworten. Er nickte nur.

»Gut. Dann kannst du mir gleich einiges erklären.«

»Das bin ich dir wohl schuldig«, gab der Erste Detektiv zu.

»Sehe ich auch so. Komm!« Sie schlugen sich durch das Unterholz in die Richtung, aus der das Wasserrauschen kam. Unvermittelt wich der Urwald zurück und gab eine kleine Lichtung frei, durch die ein schmaler Wasserlauf floss. Ein großer Felsen stand mitten zwischen den Bäumen. Er wirkte hier fast fehl am Platz, doch dann erinnerte sich Justus daran, dass dieses Land sehr bergig war. Die Berge waren durch den dichten Regenwald nur selten zu sehen. Das Wasser schoss aus etwa fünf Metern Höhe herab und setzte unten seinen Weg plätschernd fort. Auf einem kleinen Stein in der Nähe lagen ein Zeichenblock und verschiedenfarbige Kreiden.

»Gehört dir das?«, fragte Justus.

J. J. nickte. »Ich habe versucht den Wasserfall zu zeichnen.«

»Darf ich mal sehen?«

J. J. reichte Justus den Block. Sehr detailliert waren der Felsen und das Wasser zu sehen. Die dahinter liegenden Bäume waren eine braune und grüne Farbfläche. »Das ist gut! Woher kannst du so was?«

»Ich studiere Kunst in Iowa. Habe ich dir das gar nicht erzählt? Das ist einer der Gründe, warum ich nach Südamerika gekommen bin. Hier findet man tolle Motive.«

»Sehr beeindruckend«, fand Justus. »Ich kann nicht einmal Strichmännchen zeichnen.«

J. J. grinste. »Du bist eher ein Kopfmensch, was?«

Justus sah überrascht auf. »Bin ich so leicht zu durchschau-
en?«

»Nur zum Teil. Eine ganze Menge habe ich noch gar nicht durchschaut. Was sollte das alles vorhin? Warum sollte ich Mr und Mrs Jonas verfolgen und notfalls aufhalten? Warum benimmst du dich ihnen gegenüber so merkwürdig? Warum gibst du dich als Peter Shaw aus? Und warum rennst du hier mitten durch den Dschungel, als seist du vor jemandem auf der Flucht?«

»Du hast mich gesehen?«

»Und gehört.«

Justus seufzte und setzte sich auf einen Felsen. »Willst du wirklich die ganze Geschichte hören?«

J. J. lächelte. »Du musst mir nicht alles erzählen. Wenn es mich nichts angeht – in Ordnung. Aber da ich schon unschuldige Menschen verfolgen soll, habe ich doch ein gewisses Recht darauf. Findest du nicht?«

»Schon. Dann kann ich dir gleich alles erzählen.« Er seufzte wieder und erklärte J. J. alles von Anfang an. Der staunte, als er den wahren Grund für Justus' Aufenthalt in Venezuela erfuhr. »Ich hätte nie damit gerechnet, dass die ganze Geschichte eine solche Wendung nimmt. Ich bin nur in das Pensionszimmer eingedrungen, um Beweise für die Identität der beiden zu finden. Sicher, ich hätte sie auch direkt fragen können, aber ich hatte Angst vor ihrer Reaktion. Und dann stand ich plötzlich in diesem Schrank ohne so recht zu wissen, wie mir geschah, und hörte, wie die Jonas mit einem gewissen Arturo über irgendein krummes Geschäft diskutierten.«

»Hast du eine Ahnung, worum genau es ging?«, fragte J. J.

»Sie sprachen über Steine«, antwortete Justus. »Damit können eigentlich nur Diamanten gemeint sein. Ich vermute, dass die beiden regelmäßig nach Suerte kommen, um hier von einem Minenbesitzer die Ausbeute der letzten Monate zu erhalten, die sie dann illegal in die Vereinigten Staaten bringen.«

»Wieso ist das illegal?«

»Die Preise für Diamanten sind in Venezuela sehr niedrig.

Wenn man sie in den USA verkauft, macht man riesige Gewinne. Daher ist es nicht erlaubt, Diamanten aus dem Land zu bringen. Catherine und Julius Jonas scheinen Schmuggler zu sein, die von dem Geld leben, das ihnen der Minenbesitzer von dem Gewinn überlässt. Natürlich ist das risikoreich, denn wenn die beiden beim Zoll mit der Ware erwischt werden, wandern sie in den Knast.« Justus schüttelte den Kopf. »Es ist verrückt. Normalerweise würde ich der Polizei einen Tipp geben, damit sie die beiden auf frischer Tat ertappen, wenn sie das nächste Mal das Land verlassen wollen. Aber was ist, wenn sie wirklich meine Eltern sind?«

»Würde das etwas ändern?«, fragte J. J.

»Ich bin sehr unsicher geworden. Das war ich vorher nie.«

»Was willst du jetzt tun?«

»Keine Ahnung. Ich muss erst mal herausfinden, wer die beiden wirklich sind. Vorher kann ich keine weiteren Entscheidungen treffen. Das Dumme ist nur, dass ich jetzt nicht einfach auf sie zugehen kann. Ich weiß nicht, ob sie mich erkannt haben.«

»Du hattest dir doch etwas über den Kopf gezogen, oder?«

»Schon. Aber ich weiß nicht, ob das reicht. Sie wissen auf jeden Fall, dass ihnen jemand auf der Spur ist. Ich habe mir selbst ein Bein gestellt, als ich sie belauscht habe.« Plötzlich lachte er. »Das ist wirklich eine Ironie des Schicksals: Ausgerechnet meine Eltern – wenn sie es sind – sind Kriminelle. Dabei habe ich mich immer dafür eingesetzt, Kriminalität zu bekämpfen.«

»Was meinst du damit?«

Justus erzählte ihm von ihrem Detektivunternehmen und von einigen Fällen, die sie schon gelöst hatten. »Jetzt weiß ich nicht mehr, auf welcher Seite ich stehe. Und das nur, weil ich persönlich darin verwickelt bin. Würdest du deine Eltern anzeigen, wenn du wüsstest, dass sie Diamanten schmuggeln?«

J. J. lachte. »Was für eine Frage. Ich glaube, niemand kann

das beantworten. Aber in deinem Fall sind es nicht deine Eltern, die schmuggeln. Selbst wenn sie es im biologischen Sinne sind – und das ist noch nicht bewiesen –, sind sie es nie wirklich gewesen. Für dich sind sie vor elf Jahren gestorben. Das klingt vielleicht unlogisch. Aber ich glaube, dass sich daran nichts ändern würde, selbst wenn sich herausstellte, dass sie noch leben.«

Justus betrachtete versonnen den Wasserfall. »Ich weiß, was du meinst. Inzwischen wünsche ich mir, dass meine Eltern tatsächlich tot sind. Das ist auch völlig unlogisch. Aber ich habe keine Ahnung, was ich tun soll, wenn sie es nicht sind.«

Sie saßen noch eine Stunde am Wasserfall. J. J. vollendete seine Zeichnung, während Justus über das redete, was ihn in den letzten Tagen beschäftigt hatte. »Normalerweise bespreche ich solche Dinge mit meinen Freunden Bob und Peter. Oder mit meiner Freundin Lys. Da die nicht hier sind, musstest du herhalten.«

J. J. grinste. »War mir ein Vergnügen.«

»Ich hab Hunger! Sollen wir zurückgehen und etwas essen?«

»In Ordnung. Und wenn wir auf die Jonas treffen?«

Justus erhob sich. »Gute Frage. Ich hoffe, dass wir ihnen in Suerte nicht begegnen. Und in der Pension musst du Schmiere stehen, während ich mich in unser Zimmer schleiche. Vielleicht ist mir bis dahin eingefallen, was ich als Nächstes tun werde.«

J. J. packte seine Zeichensachen zusammen. »Ist dir klar, dass es gefährlich werden könnte, wenn die beiden dich erkannt haben? Schließlich bist du Zeuge ihrer Unterredung mit diesem Arturo geworden. Wer weiß, was sie mit dir vorhaben.«

»Ich will versuchen mehr über die beiden herauszufinden. Wenn ich das bis morgen Abend nicht geschafft habe – gehe ich zur Polizei. In Canaima wird es hoffentlich eine geben.«

Sie schlenderten durch den Regenwald zurück. Diesmal achtete Justus peinlich genau darauf, wohin er trat und was er

anfasste. Zum Glück ließ sich keine weitere Vogelspinne blicken. In Suerte suchten sie sich ein kleines Lokal.

»Ich kann bald kein Huhn mehr sehen«, stöhnte J. J. bei einem Blick auf seinen Teller. »Das gibt es hier überall.«

»Mir schmeckt's«, sagte Justus schmatzend. Er hatte schließlich kein richtiges Frühstück gehabt.

»Hallo, Jungs!«, rief plötzlich eine Stimme hinter ihnen. Justus drehte sich um. Catherine Jonas kam auf sie zu.

Bob bringt Farbe ins Spiel

Justus versuchte sich unsichtbar zu machen. Er senkte den Kopf und tat so, als hätte er Mrs Jonas nicht gesehen. Im gleichen Augenblick wurde ihm bewusst, wie albern dieses Verhalten war. Also hob er den Kopf wieder und sah Catherine Jonas direkt an. Wenn er sich schon nicht verstecken konnte, durfte er wenigstens keine Schwäche zeigen.

Doch ihre Reaktion war ganz anders als erwartet: »Gut, dass ich euch sehe. Euer Zimmer ist doch ganz in der Nähe von unserem, nicht wahr? Stellt euch vor, heute Morgen ist bei uns eingebrochen worden!«

J. J. reagierte blitzschnell und gekonnt: »Tatsächlich? Wie ist denn das passiert? Ist etwas gestohlen worden?«

Seine schnelle Auffassungsgabe verhalf nun auch Justus dazu, seinen Schock zu verbergen und ein überrascht-interessiertes Gesicht zu machen.

»Der Einbrecher hat irgendwie die Tür aufbekommen. Wir haben schon mit dem Zimmermädchen gesprochen. Sie schwor, die Tür sei offen gewesen, als sie kam. Als wir zurückkehrten, öffnete ich den Schrank und jemand stürzte heraus. Er hatte einen Pullover über dem Gesicht, daher haben wir ihn nicht erkannt. Er lief zur Tür und war schon verschwunden.

Mein Mann hat ihn noch verfolgt, doch er ist nicht der Schnellste. Der Einbrecher floh in den Regenwald. Dort verlor mein Mann seine Spur. Es ging alles so schnell, dass wir gar nicht wussten, wie uns geschah.«

»Und was hat er gestohlen?«, fragte Justus scheinheilig.

»Nichts, soweit wir feststellen konnten. Er hat lediglich die Brieftasche meines Mannes durchwühlt. Aber es war kein Geld drin. Als er das Zimmer nach anderen Wertgegenständen durchsuchen wollte, haben wir ihn wohl überrascht.«

»Und Sie haben ihn wirklich nicht erkannt?« Sein Gesicht wurde heiß. Er hoffte, dass sie es nicht bemerkte.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe nur gesehen, dass er dunkle Haare hatte. Ich glaube, es war ein Venezolaner.« Sie lachte. »Aber das ist wohl nicht weiter verwunderlich, wenn man sich in Venezuela befindet, nicht wahr? Jedenfalls möchte ich euch warnen. Es ist besser, ihr seht gleich mal in eurem Zimmer nach. Vielleicht ist er dort auch gewesen. Ich habe den Pensionsbesitzer bereits darauf angesprochen. Er will in Zukunft besser darauf achten, dass kein Unbefugter das Haus betritt.«

»Vielen Dank für die Warnung, Mrs Jonas«, sagte Justus. »Man ist heutzutage wirklich nirgends mehr sicher.« Dafür erntete er unter dem Tisch einen Fußtritt von J. J.

»Ich hoffe, ihr habt trotz allem noch einen schönen Urlaub. Mein Mann und ich fahren übermorgen leider schon wieder ab.«

»Übermorgen schon?«, fragte Justus erstaunt.

»Ja. Wir haben beide Verpflichtungen.«

Das glaube ich gerne, dachte Justus im Stillen.

»Deshalb muss ich auch gleich weiter. Wir haben noch einiges zu erledigen.« Mrs Jonas verabschiedete sich und verließ das Lokal.

»Wow«, flüsterte J. J. »im ersten Moment dachte ich, jetzt sei alles aus.«

»Ich auch«, gestand Justus. »Mir ist noch ganz heiß. Aber perfekter hätte es nicht laufen können. Erstens haben sie mich nicht erkannt und zweitens glauben sie, dass ein Einheimischer in ihrem Schrank steckte. Das hat einen weiteren Vorteil: Die wenigsten Venezolaner können Englisch. Also gehen sie davon aus, dass der Einbrecher kein Wort von dem verstanden hat, was in dem Zimmer gesprochen wurde. Sie fühlen sich nach wie vor sicher.«

»Perfekt«, stimmte J. J. ihm zu.

»Jedenfalls fast.« Justus wurde nachdenklich. »Denn eines war merkwürdig. Ist dir aufgefallen, wie offen und freundlich sie plötzlich war? Das letzte Mal hat sie kein einziges Wort

herausgebracht.«

J. J. zuckte die Schultern. »Und was bedeutet das?«

»Weiß ich noch nicht. Übermorgen reisen die beiden ab. Ich habe noch zwei Tage Zeit, mir einen Reim darauf zu machen und einen Plan zu entwickeln.«

Am nächsten Morgen saßen Bob und Peter in der Zentrale und grübelten. Sie hatten in Chicago angerufen, doch ein Anrufbeantworter hatte ihnen mitgeteilt, dass das Ehepaar Jonas zur Zeit auf Reisen sei. Auf diesem Weg hatten sie also nichts erreicht.

Das Telefon klingelte. Bob nahm ab. »Ja?«

»Hi, hier ist Lys. Ich hatte gehofft, dass ihr in der Zentrale seid. Habt ihr etwas Neues von Justus gehört?«

»Nein. Er hat sich nicht wieder gemeldet.«

Ein Seufzen in der Leitung war die Antwort. »Ich dachte, es gäbe Neuigkeiten. Ich mache mir wirklich Sorgen.«

Bob malte abwesend Kreise auf die Schreibtischunterlage. »Wir uns auch. Peter und ich hätten doch mitfahren sollen. Aber die Schule hat uns einen Strich durch die Rechnung gemacht. Und chronischer Geldmangel.«

»Bei mir gibt es auch Schwierigkeiten«, sagte Lys. »Meine Mutter ist krank. Ihr wisst ja, meine Eltern wohnen an der Ostküste. Ich soll hinfliegen. Das möchte ich natürlich auch. Aber gleichzeitig will ich hierbleiben. Sonst passiert womöglich noch etwas mit Justus und ich kann nicht helfen.«

»Mach dir mal keine Sorgen«, antwortete Bob. »Wir sind ja auch noch da. Wenn du willst, rufen wir dich sofort an, sobald wir etwas Neues erfahren.«

»Das wäre nett. Ich melde mich noch einmal bei euch, bevor ich losfliege. Dann gebe ich dir die Nummer meiner Eltern.«

»In Ordnung. Tschüs.«

Bob drehte sich auf dem Schreibtischstuhl und betrachtete das Chaos auf dem Fußboden des Campinganhängers. »Wenn

uns schon kein Geistesblitz kommt, könnten wir eigentlich auch aufräumen.«

»Eigentlich«, murmelte Peter und stieß gelangweilt mit dem Fuß gegen einen Karton, der auf einem Stapel Ordner stand. Der Karton geriet ins Rutschen, fiel um und eine Flut von Fotos ergoss sich über den Boden.

»Toll«, kommentierte Bob das Missgeschick. »Jetzt sollten wir tatsächlich aufräumen.«

Peter beugte sich hinunter und hob ein paar Fotos auf. »Sieh mal, das sind Bilder von Justs Eltern. Findest du, dass sie den Abbildungen im Computer ähnlich sehen?«

»Zeig mal! Hm ... Zwischen den Aufnahmen scheinen einige Jahre zu liegen. Bei ihr besteht eine gewisse Ähnlichkeit. Bei ihm ist das schwer zu sagen: Auf diesem Bild trägt er einen Bart und hat noch Haare auf dem Kopf. Auf den Computerfotos sind Bart und Haare weg. Das verändert einen Menschen ziemlich.«

»Moment mal«, sagte Peter. »Zwischen den Aufnahmen liegen ein paar Jahre? Ist das logisch? Die Computerbilder sind doch schon dreizehn Jahre alt, hat Cotta gesagt. Dann müssten diese Fotos noch viel älter sein!«

»Ich weiß nicht. Immerhin sind diese hier schwarz-weiß. Aber ...« Bob brach ab und starrte auf die Bilder.

»Was aber? He, Bob! Was aber?«

Bob antwortete nicht. Mit zusammengekniffenen Augen starrte er die Fotos an, doch er schien durch sie hindurchzublicken.

»Mach's nicht so spannend! Willst du Justus nachahmen? Dann musst du noch an deiner Unterlippe herumfummeln.«

Bob sah auf. »Ich habe doch vor kurzem erst einen Artikel in einer von Justs Computerzeitschriften gelesen. Warte mal, die muss hier irgendwo noch rumfliegen.« Er wühlte in einem Stapel Papier, der auf dem Schreibtisch lag. »Nein, hier ist sie nicht. Dann liegt sie bestimmt unter diesem Chaos.« Er machte

sich daran, die Ordner in eine andere Ecke zu verfrachten.

»Was soll denn das?«, fragte Peter genervt. »Was haben Zeitschriften mit den Fotos zu tun? He, antwortest du mir vielleicht mal?«

»Ja, wenn ich die Computerzeitschriften gefunden habe. Los, hilf mir suchen! Vielleicht sind sie im Aktenschrank.«

Peter stöhnte, öffnete den Schrank und durchwühlte die dort lagernden Papierberge. Dabei rutschte ein Stapel heraus und fiel auf den Boden. »Heute ist nicht mein Tag. Aber was soll's, die Unordnung ist ohnehin kaum zu überbieten. Suchst du die hier?« Er hielt Bob ein paar Zeitschriften hin.

»Ja, genau!« Bob sah sie durch und blätterte schließlich in einer Ausgabe herum. Er fand den gesuchten Artikel, überflog ihn und rief dann: »Hier! In diesem Bericht geht es um die technischen Weiterentwicklungen von Computern in den letzten zwanzig Jahren. Hier steht es: Farbscanner gibt es noch nicht so furchtbar lange. Früher war es nur möglich, Bilder in schwarz-weiß einzuscannen.«

»Hä?« Peter verstand kein Wort. Er interessierte sich nicht besonders für Computer. »Farbscanner? Wovon redest du?«

»Ein Scanner ist ein Gerät, mit dem man Schriftstücke oder Bilder sozusagen in den Computer hineinkopieren kann. Du legst ein Bild auf den Scanner, und dann hast du es auf dem Bildschirm. So kommen auch die Bilder in der Personendatei zustande, die wir heute in Cottas Büro gesehen haben.«

»Ja. Und?«

»Die Fotos von Mr und Mrs Jonas waren in Farbe«, erklärte Bob und sah den Zweiten Detektiv erwartungsvoll an. Doch der begriff noch immer nicht, worum es ging. »Farbscanner gibt es aber noch nicht so lange wie die Bildeintragung alt ist. Deshalb muss der Computereintrag ...«

»Eine Fälschung sein!«, rief Peter begeistert. »Du hast Recht! Wenn die Computerbilder tatsächlich schon dreizehn Jahre alt wären, müssten sie schwarz-weiß sein.«

»Waren sie aber nicht. Du hast es erfasst.«

»Und was folgt daraus?«

»Dass wir Cotta noch einmal einen Besuch abstatten.«

»Was macht dein Plan?«, fragte J. J. als sie am Frühstückstisch saßen. Den gestrigen Tag hatten sie damit verbracht, das Dorf und die Gegend zu erkunden. Justus hatte dringend etwas Abwechslung gebraucht, um seinen Kopf frei zu bekommen. Er hatte viel Neues erfahren und wollte erst eine Nacht darüber schlafen, bevor er eine Entscheidung traf.

»Ich habe keinen«, gestand der Erste Detektiv. »Das ist äußerst beunruhigend. Ich habe sonst immer einen Plan.«

»Woran liegt es?«

»Vermutlich daran, dass dieser Fall nicht logisch ist.«

J. J. schob sich einen Löffel schwarze Bohnen in den Mund und fragte kauend: »Was meinst du damit? Dass die Jonas Diamantenschmuggler sind, liegt doch auf der Hand. Das hast du gestern zumindest behauptet. Ich bin ja nicht so erfahren im Kombinieren.«

»Der Fall ist deshalb nicht logisch, weil ich mich unlogisch verhalte«, erklärte Justus. »So viel habe ich wenigstens begriffen. Weil ich immer noch nicht weiß, ob die beiden meine Eltern sind oder nicht, verhalte ich mich nicht so, wie ich es sonst tun würde.«

»Dann ändere doch etwas daran«, schlug J. J. vor. »Verschaff dir endlich Klarheit. Geh zu den Jonas' und sprich sie direkt darauf an. Anders wirst du es ohnehin nicht herausfinden. Oder willst du noch mal in ihr Zimmer einbrechen? Dort findest du sowieso keinen Beweis.«

»Und wenn sie mir nicht die Wahrheit sagen?«, fragte Justus zweifelnd. »Wenn sie meine Eltern sind, werden sie einen Grund gehabt haben mich damals im Stich zu lassen. Warum sollten sie das offen zugeben?«

J. J. legte den Löffel zur Seite, seufzte und beugte sich vor.

»Justus Jonas«, sagte er langsam. »Du wirst in einem Jahr noch hier herumsitzen und dich nicht entscheiden können, was zu tun ist, wenn du weiterhin im Kreis denkst. Du solltest jetzt handeln. Morgen reisen die beiden ab, dann ist es zu spät. Und bis dahin musst du noch entscheiden, ob du die Polizei verständigst oder nicht.«

Justus sah ihn lange an. »Ich war immer der Kopf der drei ????. Trotzdem war ich auf die Hilfe von Peter und Bob angewiesen. Die habe ich jetzt nicht. Ich muss alles selbst in die Hand nehmen.«

J. J. nickte ihm aufmunternd zu.

»Gut. Dann tue ich es.« Er stand auf.

»Jetzt?«

»Jetzt!«

»Soll ich mitkommen?«

Justus schüttelte den Kopf. »Das muss ich allein erledigen.«

»Dann viel Glück!«

»Danke.« Justus ging aus dem Gastraum ins Treppenhaus, stieg die Stufen hinauf in den ersten Stock und blieb vor Zimmer 108 stehen. Dort atmete er einmal tief durch und klopfte entschlossen an.

Ein paar Sekunden später öffnete Mr Jonas die Tür. Er sah Justus überrascht an. »Du?«

»Guten Morgen, Mr Jonas. Darf ich einen Augenblick hereinkommen? Ich muss mit Ihnen und Ihrer Frau reden.«

Mr Jonas zögerte einen Moment, dann trat er zur Seite und ließ Justus eintreten.

Der Erste Detektiv warf einen Blick in den Raum. Geöffnete Koffer lagen auf den Betten und Mrs Jonas war gerade dabei, die letzten Kleidungsstücke hineinzulegen. Sie sah ihn an.

»Sie packen schon? Aber Sie wollten doch erst morgen ...«

»Falsch gedacht, Junge!«, rief Mr Jonas. Blitzschnell warf er die Tür zu und schloss sie von innen ab. Dann zog er den Schlüssel heraus und verstaute ihn in seiner Tasche.

»Was ...«

»Du hast wohl geglaubt, wir hätten dich gestern nicht erkannt, als du aus dem Schrank kamst, was?« Mr Jonas grinste hämisch. »Aber so gut war deine Verkleidung nicht.«

»Aber Sie haben doch ...«, begann Justus verwirrt.

Catherine Jonas fiel ihm ins Wort: »Wir haben dir weisgemacht, wir hätten dich nicht erkannt.«

»Und Sie wollten mich glauben lassen, dass Sie erst morgen abreisen«, stellte Justus grimmig fest. »Damit Sie heute unbehelligt verschwinden können.«

»Gar nicht so dumm«, erwiderte Mr Jonas. »Aber wir lassen uns von einem kleinen Schnüffler wie dir nicht die Tour vermasseln, Peter Shaw.«

»Sie schmuggeln Diamanten, richtig?«, fragte Justus. Nun konnte er mit offenen Karten spielen, er hatte nichts mehr zu verlieren.

»Ganz genau. Und du wirst uns nicht daran hindern.«

»Was haben Sie jetzt vor?«

Mrs Jonas lächelte. »Wir werden dich bestimmt nicht laufen lassen, falls du das meinst. Jedenfalls nicht, ehe wir verschwunden sind.«

Justus atmete tief durch. »Schön. Wenn wir schon dabei sind, unsere Masken fallen zu lassen, habe ich Ihnen auch noch eine Überraschung zu bieten: Ich heiße nicht Peter Shaw. Mein richtiger Name ist Justus Jonas.«

Der Moment der Wahrheit

»Ihr schon wieder. Ich sage euch gleich: Noch einmal werde ich die Grenzen des Gesetzes für euch nicht überschreiten.« Cotta beugte sich angriffslustig vor, als Bob und Peter sein Büro betraten.

»Guten Tag. Sind Sie gestern noch zu einem Unfalleinsatz gerufen worden?«, fragte Peter fröhlich. Er wollte die Stimmung etwas heben, bevor sie Cotta ihr neues Anliegen mitteilten.

»Erstaunlicherweise nicht. Da habe ich noch mal Glück gehabt. Aber du kannst dir den Smalltalk sparen, Peter. Ich habe nämlich zu arbeiten. Kommt gleich zur Sache!«

Das Lächeln des Zweiten Detektivs verschwand. Er setzte sich.

»Wir haben etwas herausgefunden«, begann Bob. »Die Fotos in der Personendatei müssen Fälschungen sein.«

Cotta hob eine Augenbraue. »Ach. Eine solch kühne Behauptung hätte ich eigentlich nur Justus zugetraut. Wie kommst du darauf?«

Bob erklärte es ihm. »Das Bild kann niemals dreizehn Jahre alt sein. Daher muss jemand das Programm manipuliert haben.«

»Das ist ein Polizeicomputer«, widersprach Cotta. »Den kann man nicht einfach so manipulieren. Aber ich sehe ein, dass an der Sache etwas faul ist. Und wie ich euch kenne, habt ihr schon eine Theorie – wenn nicht gar die Lösung des Rätsels?«

»Eine Theorie«, gestand Bob. »Wir glauben, dass andere die Identitäten von Catherine und Julius Jonas angenommen haben um unterzutauchen.«

»Wie sollen sie das gemacht haben?«

»Weiß ich nicht. Aber wenn ich Recht habe, dann müsste es in den Polizeiakten zwei gesuchte Verbrecher geben, die genauso aussehen, aber unter anderem Namen bekannt sind.

Ließe sich das nicht herausfinden?«

Cotta lachte. »Du kannst gerne die gesamte Verbrecherkartei durchsehen. Im nächsten Jahr sprechen wir uns noch einmal.«

Peter war überrascht. »Gibt es wirklich so viele gesuchte Kriminelle?«

»Wir leben in einer schlechten Welt. Du hättest schon mit den Verbrecherfotos aus Kalifornien ein paar Tage zu tun. Das hat natürlich auch einen Vorteil: Detektive und Polizisten sterben garantiert niemals aus.«

»Ist diese Verbrecherkartei auch im Computer gespeichert?«, fragte Bob. Cotta nickte. »Wäre es dann nicht möglich, die Suche zu verkürzen?«

»Wie soll das funktionieren?«

»Man könnte ein Suchprogramm starten, das sämtliche Computereintragen nach den Fotos von Julius und Catherine Jonas durchkämmt.«

Inspektor Cotta lächelte anerkennend. »Gar keine schlechte Idee. Der Computer wird sie allerdings nur finden, wenn es haargenau die gleichen Fotos sind. Er kann schließlich nicht abstrakt denken und jemanden heraussuchen, der dem Bild ähnlich ist. Und eure Theorie muss stimmen.«

»Das kann ich nicht garantieren. Aber es ist einen Versuch wert«, fand Bob.

»Schön. Ihr müsst mich allerdings unterstützen. Computer sind nicht gerade meine Leidenschaft. Ich weiß nicht, ob ich meinem Schreibtischgenossen klar machen kann, was ich von ihm will.«

Peter hob abwehrend die Hände. »Mit mir dürfen Sie nicht rechnen. Ich stehe mit diesen Dingen auf Kriegsfuß.«

»Wenn Justus doch hier wäre«, murmelte Bob. »Er würde innerhalb von fünf Sekunden alles so programmieren, wie wir es haben wollen.«

Sie machten sich an die Arbeit. Der Polizeicomputer stellte sich als sehr störrisch heraus. Immer wieder machte er ihnen

mit einem schrillen Piepen klar, dass er diesen oder jenen Befehl auf gar keinen Fall akzeptieren würde.

»Das kann doch nicht so schwierig sein«, maulte Peter. »Unserem Computer in der Zentrale kann man auch einen Suchbefehl eingeben. Man sagt ihm, er soll die Adressenliste anzeigen und er zeigt sie an. Wo ist das Problem?«

»Du kannst es gerne selbst versuchen«, zischte Bob.

Peter erwiderte nichts mehr. Bob wurde selten wütend. Doch wenn er es war, hielt man sich besser zurück.

»Also, noch einmal: Der Suchmodus ist ausnahmslos auf die Fotos beschränkt. Wie machen wir das dieser Kiste bloß klar?« Bob hackte auf der Tastatur herum, drückte die ›Enter‹-Taste und wartete auf das nächste schrille Piepen, doch diesmal blieb es aus. Stattdessen blinkte ein Schriftzug auf: ›Searching ...‹.

»Ha!«, rief Inspektor Cotta. »Er hat es geschluckt! Jetzt müssen wir warten.«

»Wie lange wird das dauern?«, fragte Peter.

»Er muss immerhin einige Tausend Eintragungen durchgehen«, erwiderte Cotta. »Dafür wird er schon etwas Zeit brauchen, denke ich.«

Gebannt starrten sie auf den Bildschirm. Nach fünf Minuten piepte es erneut.

»Oh, nein. Er hat es wieder nicht begriffen, richtig?«, stöhnte Peter.

»Falsch«, sagte Bob. »Er hat es gefunden!«

Auf dem Monitor erschienen die Bilder von Catherine und Julius Jonas. Doch diesmal standen andere Namen daneben: »Wendy und Richard Fletcher aus Poughkeepsie, New York«, las Cotta vor.

»Wow!« Peter war begeistert. »Er ist Banker und sie EDV-Spezialistin. Das erklärt einiges. Mit ihren Kenntnissen konnten sie bestimmt in das Polizeicomputersystem eindringen und ihre Fotos auf die Dateien von Catherine und Julius Jonas übertragen. Danach löschten sie die Eintragungen über das

tödliche Unglück, ließen sich Papiere fälschen und fertig war die zweite Identität.«

»Gut kombiniert«, lobte Bob. »Und sieh mal, was hier steht: Wendy und Richard Fletcher werden wegen eines Überfalls auf die Elfbank in New York gesucht. Sie haben Geiseln genommen und eine halbe Million Dollar erbeutet!«

»Und eine der Geiseln schwer verletzt«, ergänzte Cotta. »Körperverschüttung kommt also auch noch hinzu. Zwei ganz schwere Jungs ... äh, Mädchen. Äh ... beides. Die beiden werden seit acht Jahren gesucht! Ihre neue Identität hat die Nachforschungen allerdings sehr erschwert, deshalb wurde die Fahndung vor sechs Jahren aufgegeben.«

»Eines verstehe ich nicht«, sagte Peter. »Gefälschte Papiere hätten doch gereicht. Warum mussten sie auch noch den Polizeicomputer manipulieren?«

»Überleg doch mal«, antwortete Bob, »ein einziger blöder Zufall hätte alles auffliegen lassen können. Eine Verkehrskontrolle zum Beispiel, bei der einer von beiden den Führerschein vergessen hätte. Sofort wären ihre Namen in den Computer eingegeben worden und man hätte festgestellt, dass sie eigentlich schon längst tot sind.«

Der Zweite Detektiv nickte. »Aber ohne die Computermanipulation wären wir ihnen nie auf die Schliche gekommen. Sie haben sich also selbst ein Bein gestellt. Wenigstens neue Fotos hätten sie nehmen können, dann hätten wir sie nicht gefunden.«

»Vermutlich haben sie die Fotos aus ihrer alten Kartei einfach auf die Jonassche übertragen«, erklärte Cotta. »Das ist einfacher, als ein neues Foto einzuscannen und in den Computer einzuschleusen. Aber wie dem auch sei, nun haben wir die aktuelle Adresse der beiden. Ich werde der Polizei in Chicago Bescheid geben. Sie wird sich um den Fall kümmern.«

»Dort sind sie leider nicht«, meinte Peter, »wir haben heute Morgen in Chicago angerufen. Sie sind bestimmt noch in Südamerika. Justus kommt in große Schwierigkeiten, wenn er

die beiden gefunden hat und sie merken, dass ihre Tarnung aufgefliegen ist. Wer weiß, wozu sie in der Lage sind! Schwere Körperverletzung steht auf der Anklageliste, sagten Sie? Justus steht diesen beiden Betrügern ganz allein gegenüber! Vielleicht schwebt er in diesem Moment schon in größter Gefahr!«

Justus' Eröffnung hallte wie ein Donnerschlag im Raum nach. Der Erste Detektiv beobachtete das Ehepaar Jonas genau. Sie starrten ihn fassungslos an.

Catherine Jonas hatte sich am schnellsten wieder im Griff: »Das ist nicht dein Ernst.«

Justus war auf diese Reaktion vorbereitet. Er griff in seine Tasche und holte seinen Ausweis hervor. Wortlos hielt er ihn den beiden entgegen.

Mr Jonas entriss ihm seiner Hand und sah ihn sich genau an. »Es ist sein Ernst«, stellte er fest. »Das erklärt einiges.« Er schüttelte den Kopf. »Mein Gott, das erklärt alles! Du bist nicht auf einer Urlaubsreise. Du ... du warst hinter uns her, nicht wahr? Aber nicht wegen der Diamanten. Von denen hattest du überhaupt keine Ahnung.«

Justus nickte. »Ich bin hier um herauszufinden, ob Sie meine Eltern sind.« Jetzt war es gesagt. Er spürte, wie er zitterte, während er auf die Antwort wartete.

»Dieser Hitfield aus Kalifornien hat dich geschickt, richtig?«, fragte Mrs Jonas. »Das musste ja früher oder später passieren.«

»Er hat mich nicht geschickt. Er hat mir nur erzählt, dass er Sie hier kennengelernt hat. Daraufhin bin ich hergekommen.«

»Und du bist tatsächlich der Sohn von Catherine und Julius Jonas?« Mrs Jonas lachte schallend auf. »Du bist von Kalifornien nach Venezuela geflogen, weil du deine Eltern finden wolltest? Das ist zu verrückt!«

Justus war verwirrt. »Was ist daran verrückt?«

»Dass wir jahrelang Angst hatten, entdeckt zu werden«, erklärte sie. »Und nun ist uns tatsächlich jemand auf die Spur

gekommen. Aber nicht die verdammte Polizei oder der Zoll, sondern ein Junge, der glaubt, wir seien seine Eltern.«

»Sind Sie es?« Justus rieb nervös seine Hände an den Jeans.

»Nein. Die echten Julius und Catherine Jonas sind seit elf Jahren tot.«

Diesem Moment hatte Justus tagelang entgegengefiebert.

Doch nun kam die Wahrheit ans Licht und er hatte nicht einmal Zeit sie auf sich wirken zu lassen. Der magische Augenblick verstrich und Justus fühlte sich genauso verwirrt wie vorher. »Aber wie ... wie kommen Sie an die Namen meiner Eltern?«

»Das wüsstest du wohl gerne«, antwortete Mr Jonas lächelnd.

Seine Frau widersprach ihm: »Ich finde, er hat ein Recht es zu erfahren.«

»Bist du verrückt? Wir können ihm doch nicht alles erzählen!«

»Macht das jetzt noch einen Unterschied?«, fragte sie. »Er weiß ohnehin schon zu viel.« Sie wandte sich an Justus. »Wir wurden von der Polizei gesucht. Deshalb haben wir unsere Identität geändert.«

»Aber wie? Und warum die Namen meiner Eltern?«

Sie zuckte die Schultern. »Zufall. Ich bin Computerexpertin. Vor vielen Jahren habe ich an einem neuen Sicherheitssystem für die Datenverarbeitung der Polizei gearbeitet. Ich baute eine Hintertür ein, um gegebenenfalls Zugang zu dem System zu haben. Und einige Jahre später brauchte ich diese Hintertür tatsächlich. Wir wurden verfolgt, also musste ich uns eine neue Identität beschaffen. Ich suchte nach zwei verheirateten Menschen, die vor nicht allzu langer Zeit gestorben waren und uns zumindest ein bisschen ähnlich sahen. Beim Durchforsten der Dateien stieß ich auf Catherine und Julius Jonas. Ich änderte ihre gespeicherten Fotos und ließ sie im Computer weiterleben. Schließlich hatte ich keine Ahnung, dass eines Tages mal ein Verwandter von ihnen auftauchen würde. Oder sogar ihr Sohn.

Hast du wirklich geglaubt, wir seien deine Eltern?»

Justus zuckte die Schultern. »Eigentlich nicht. Und irgendwie doch. Ich weiß es nicht. Ich glaube, ich bin froh, dass Sie es nicht sind. Wie sind Ihre richtigen Namen? Ich möchte Sie ungern weiter Mr und Mrs Jonas nennen.«

Sie deutete eine leichte Verbeugung an. »Wendy Fletcher«, sagte sie und wies dann auf ihren Partner: »Mein Mann Richard.«

»Und das Foto in Ihrer Brieftasche: Wer ist der Junge auf dem Bild?»

»Hast du gedacht, das seist du?» Wieder lachte sie. »Es ist mein Neffe.«

»Du kannst ihm nicht alles erzählen, Wendy!«, zischte Richard.

»Warum nicht? Wir müssen ihn sowieso beseitigen.«

Justus zuckte zusammen. »Was wollen Sie mit mir machen?»

»Wir denken uns etwas Nettes aus.«

Justus geriet in Panik. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sie ihm wirklich etwas antun würden. Doch er wollte es nicht darauf ankommen lassen. Hektisch sah er sich nach einer Fluchtmöglichkeit um.

»Die Tür ist abgeschlossen, schon vergessen?«, fragte Richard Fletcher grinsend, als er Justus' Blick bemerkte.

»Richtig. Und Sie haben den Schlüssel.« Justus stürzte vor und rammte Mr Fletcher seine Schulter in den Bauch. Der stieß ein überraschtes Keuchen aus und taumelte ein paar Schritte zurück, bis die Bettkante ihn stoppte und beide zum Stolpern brachte. Sie fielen auf das Bett, Justus versuchte in Fletchers Hosentasche zu fassen, um an den Schlüssel zu kommen. Fletcher packte sein Handgelenk und hielt es mit eisernem Griff fest. Justus biss mit aller Kraft in die Hand seines Gegners.

Fletcher schrie auf und riss die Hand hoch. Schnell griff Justus in die Tasche und zerrte den Schlüssel hervor. Er sprang auf, rannte zur Tür und versuchte mit zitternden Fingern aufzu-

schließen.

»So nicht!«, rief Wendy Fletcher.

Eine Sekunde später krachte etwas auf Justus' Kopf herunter. Er spürte einen stechenden Schmerz und plötzlich war alles dunkel.

Familienausflug

»Ich habe es immer gewusst«, schluchzte Tante Mathilda. »Eines Tages wird meinem Jungen bei seiner Detektivspielerei etwas zustoßen.«

»Warum hat er nicht mit uns gesprochen?«, machte Onkel Titus sich Vorwürfe. »Wir hätten ihn davon abbringen können, nach Südamerika zu fliegen.«

Bob und Peter saßen unruhig im Jonasschen Wohnzimmer. Sie hatten den beiden die neuen Nachrichten überbracht und wussten nun nicht, wie sie reagieren sollten.

»Wenn wir ihm doch nur helfen könnten!«, rief Tante Mathilda.

»Das können wir«, sagte Peter, froh, endlich zum eigentlichen Grund ihres Besuches kommen zu können. »Wir müssen nach Venezuela. Am besten sofort!«

Bob nickte eifrig. »Wir haben schon mit unseren Eltern gesprochen. Sie sind nicht gerade begeistert von unserem Plan. Wir sind zwar schon öfter alleine weggefahren, doch nie unter solchen Umständen. Sie haben natürlich Angst, dass uns etwas passiert, wenn wir direkt in die Hände dieser gewalttätigen Verbrecher laufen.«

»Aber ihr sagtet doch, dass ihr gar kein Geld hättet«, warf Tante Mathilda ein.

»Das stimmt nur zum Teil«, erklärte Bob. »Ich habe einiges von dem Geld, das ich bei Sax Sandler verdient habe, gespart, um mit Elizabeth in Urlaub zu fahren. Das muss ich halt verschieben.«

»Und ich kann mein neues Fahrrad wieder verkaufen«, sagte Peter. »So dringend brauchte ich es gar nicht.«

»Aber ... aber das geht doch nicht!«, sagte Tante Mathilda.

»Mrs Jonas«, unterbrach Bob sie eindringlich. »Wir haben keine Zeit zu verlieren. Heute Abend geht ein Flug nach Caracas. Wir haben schon alles geregelt. Der Flug ist gebucht, die

Taschen sind gepackt, das Geld ist da, uns fehlt nur noch eines und deshalb sind wir hier.«

»Und zwar?«, fragte Onkel Titus.

»Sie müssen ein gutes Wort für uns bei unseren Eltern einlegen«, erklärte Bob. »Vielleicht können Sie sie davon überzeugen, dass wir dringend nach Venezuela müssen, um Justus zu helfen.«

»Aber können wir denn nicht die Polizei in diesem Dorf verständigen?«, überlegte Tante Mathilda.

Peter lachte. »In ganz Suerte gibt es vermutlich kein einziges Telefon, geschweige denn eine Polizeistation. Außerdem glaube ich nicht, dass mein Spanisch ausreicht, um einem Venezolaner die ganze Geschichte begreiflich zu machen. Nein, wir müssen nach Südamerika, und zwar noch heute. Bitte, reden Sie mit unseren Eltern!«

Tante Mathilda runzelte die Stirn. Sie sah ihren Mann an. »Titus, kommst du bitte mal mit?«

»Was ist?«

»Komm schon!« Sie verließen den Raum.

»Was ist denn nun?«, fragte Peter. »Rufen sie jetzt bei uns zu Hause an?«

Bob sah auf die Uhr. »Was immer sie tun, sie sollten sich beeilen. In ein paar Stunden geht das Flugzeug. Bis dahin muss ich noch hundert Dinge erledigen. Zum Beispiel Lys anrufen. Sie muss schließlich Bescheid wissen. Und Elizabeth. Mann, die wird ganz schön sauer sein.«

»Nicht nur die.« Peter dachte an seine Freundin Kelly. Sie neigte ohnehin zur Hysterie. Wenn er ihr sagte, dass er noch heute nach Südamerika flog, würde sie ausrasten. Sie würde ihm zum wiederholten Male vorwerfen, dass seine Freunde ihm wichtiger seien als sie. Aber was sollte er denn tun, wenn Justus vielleicht in Lebensgefahr schwebte? Die Ferien seelenruhig mit ihr verbringen? Peter sah auf die Uhr. Es war schon eine Viertelstunde vergangen. »Wo bleiben die denn?«

»Meine Mutter ist schwer zu überreden«, sagte Bob. »Das kann etwas dauern.«

Peter ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Bob lachte. »Jetzt benimmst du dich wie Tante Mathilda vor drei Tagen. Die hat auch fast den Fußboden durchgelaufen.«

»Das zerrt nun mal an meinen Nerven«, verteidigte sich Peter. »Ich muss mich einfach bewegen.«

»Am liebsten würdest du jetzt ein paar Kilometer joggen, um deinen Kopf durchzupusten, was?«, lästerte Bob.

»Nein. Am liebsten würde ich zum Flughafen fahren und losfliegen.«

Eine weitere Viertelstunde verging, bevor Tante Mathilda und Onkel Titus zurückkamen. Beide grinsten breit, als sie Bobs und Peters erwartungsvolle Gesichter sahen. »Wir haben bei euren Eltern angerufen«, sagte Tante Mathilda.

»Und? Was haben sie gesagt?«, fragte Peter aufgeregt.

»Ihr dürft fliegen.«

Peter streckte die Faust in die Luft. »Juhu! Vielen Dank! Wie haben Sie das nur gemacht?«

Tante Mathilda lächelte selbstbewusst. »Wenn sich eine Mathilda Jonas etwas in den Kopf setzt, bekommt sie es auch. Schließlich will ich Justus wohlbehalten zurückhaben. Und wer könnte besser dafür sorgen als zwei erfahrene Detektive wie ihr!«

»Dann fahren wir am besten gleich los«, schlug Bob vor. »Wir müssen noch einiges erledigen.«

»Halt, nicht so schnell!«, fuhr Onkel Titus dazwischen. »Die Sache hat nämlich noch einen Haken.«

Bob verharrte. »Nämlich?«

»Wir kommen mit.«

»Was?«, rief Peter und biss sich auf die Lippen. Es hatte nicht so schockiert klingen sollen. »Aber ...«

»Kein aber«, entgegnete Tante Mathilda. »Das war die einzige Möglichkeit, eure Eltern davon zu überzeugen, dass euch

nichts Schlimmes passieren kann. Wir sind sozusagen eure Anstandsdamen.« Sie lachte. »Keine Angst, wir werden euch schon nicht auf die Nerven gehen. Aber schließlich geht es um Justus.« Sie wurde wieder ernst. »Er ist mehr als unser Neffe. Er ist ... er ist unser Sohn. Und wenn er seine richtigen Eltern schon nicht gefunden hat, wird er uns brauchen.« Plötzlich schimmerten Tränen in ihren Augen.

Bob legte ihr die Hand auf die Schulter. »Sie dürfen gerne mitkommen«, sagte er und lächelte. »Wir haben nichts dagegen.«

Onkel Titus räusperte sich. »Der Flieger geht in vier Stunden. Bis dahin müssen wir gepackt, einen Flug reserviert und die Blumen gegossen haben. Mathilda, spar dir die Tränen, bis wir Justus gefunden haben.« Er lächelte sie liebevoll an. »Auf geht's!«

»Wir laufen noch schnell in die Zentrale. Dort liegt eine Kopie mit der genauen Adresse und der Wegbeschreibung«, sagte Peter. Sie verließen das Haus, überquerten den Schrottplatz und betraten den Campinganhänger. »Hier herrscht ja immer noch das Chaos«, stöhnte Peter. »Hatte ich ganz vergessen. Wo ist denn nur die Kopie?« Er wühlte in den Papierbergen herum.

»Hab sie schon gefunden«, sagte Bob und wedelte mit einem Stück Papier. Dann runzelte er die Stirn. »Wenn Justus wiederkommt und es sieht hier immer noch so aus, wird er ziemlich sauer sein.«

»Willst du etwa jetzt noch aufräumen? Wir haben nur noch ein paar Stunden Zeit!«, ereiferte sich Peter.

Bob schüttelte den Kopf. »Ich weiß was Besseres.« Er schob mit dem Fuß die Aktenstapel zur Seite, bis die Bodenklappe zu Tunnel II freilag. Dann öffnete er sie und warf die Ordner stapelweise in das dunkle Loch. »Dort waren sie meiner Meinung nach am besten aufgehoben.«

Justus' Kopf schmerzte. Das spürte er schon, bevor er richtig wach war. Der Schmerz war so stark, dass er noch nicht tot sein konnte. Er versuchte die Augen zu öffnen. Aus irgendeinem Grund gelang ihm das nicht. Erst nach einigen Momenten begriff er, dass seine Augen schon längst offen waren, um ihn herum jedoch tiefste Finsternis herrschte. Er lag auf kaltem Steinboden. Justus versuchte sich zu bewegen, doch man hatte ihm die Hände auf dem Rücken gefesselt. Mühsam gelang es ihm, sich vorwärts zu schieben. Schon nach kurzer Zeit stieß er mit dem Kopf gegen eine Wand. Unter größter Anstrengung richtete er seinen Oberkörper auf und lehnte sich dagegen. Dann verschnaufte er und lauschte. Nichts war zu hören. Er versuchte seine Gedanken zu ordnen. Er hatte einen Schlag auf den Kopf bekommen und war ohnmächtig geworden. Wie lange mochte das her sein? Wo war er überhaupt?

Als das Pochen in seinem Kopf etwas nachgelassen hatte, stemmte er seine Füße in den Boden und versuchte sich an der Wand hochzuschieben. Es gelang erst beim dritten Versuch. Als er endlich stand, dröhnte sein Kopf mehr als vorher. Er blieb einige Augenblicke ruhig stehen, bis er sich besser fühlte, dann ging er Schritt für Schritt an der Wand entlang, die Füße tasteten vorsichtig nach Hindernissen. Bald hatte er herausgefunden, dass es sich in einem etwa fünf mal fünf Meter großen, völlig kahlen Raum befand. Es gab eine niedrige, hölzerne Tür, die jedoch verschlossen war. Justus vermutete, dass es ein Kellerraum war. Langsam ging er einmal quer durch den Raum, als sein Fuß plötzlich gegen etwas stieß, das auf dem Boden lag. Erschrocken zuckte er zurück. Zaghaft betastete er es erneut. Es war weich und lang.

»Hier liegt noch jemand!«, flüsterte Justus entsetzt und ging in die Knie. Er versuchte den Körper zu berühren, doch das war mit auf den Rücken gebundenen Händen kaum möglich. »Hallo!«, rief er. »Wachen Sie auf! Hallo!« Er horchte. Doch außer dem Pochen seines eigenen Herzens vernahm er nichts.

Nicht einmal ein leises Atmen neben ihm. Justus wich zurück. Lag neben ihm ein Toter? War dies der Keller, in den sie die Leute brachten, die ihnen im Weg waren, um sie sterben zu lassen? »Reiß dich zusammen, Justus Jonas«, murmelte er. Vorsichtig setzte er sich auf den Boden, drehte sich etwas und befühlte den Körper mit den Händen. Erst erwischte er nur Kleidung, doch dann berührte er einen nackten Arm. Er war warm. Justus atmete auf. Wer immer dort lag, er war am Leben.

Justus wanderte noch einmal durch den Raum auf der Suche nach einem Lichtschalter, doch er fand nichts. Probeweise trat er an die Tür und rief um Hilfe. Nichts rührte sich. Er hatte auch nicht damit gerechnet. Richard und Wendy hatten ihn sicher an einem Ort eingesperrt, wo niemand ihn hören konnte. Die absolute Dunkelheit machte ihn nervös. Immer wieder ging er an der Wand entlang, um das Gefühl für den Raum nicht zu verlieren.

Nachdem er schon unzählige Runden gedreht hatte, hörte er ein leises Stöhnen aus der Mitte des Raumes. »Hallo?«, fragte Justus. Das Stöhnen wiederholte sich. »Hallo? Sind Sie wach?«

»Justus?«

»J. J.! Du bist das! Ich hatte es mir fast gedacht.«

»Wo ... wo sind wir? Kannst du Licht machen?«

»Nein, kann ich leider nicht. Aber ich kann dir helfen dich aufzurichten.« Mit vereinten Kräften gelang es ihm, J. J. an die Wand zu lehnen. »Was ist passiert? Wie kommst du hierher?«

J. J. stöhnte erneut. »Wenn du mir sagst, wo hier ist, kann ich dir die Frage vielleicht beantworten.«

»Ich weiß es selbst nicht«, gestand Justus.

»Ich denke, du bist Detektiv. Kombiniere gefälligst etwas.«

»Na schön. Ich kombiniere, dass Wendy und Richard in dir einen Mitwisser vermuteten. Sie haben dich gesucht, gefunden, dir eins über den Kopf gezogen und dann bist du hier aufgewacht.«

»Wer sind Wendy und Richard?«, fragte J. J. verwirrt.

»Du kannst sie auch Catherine und Julius nennen. Aber das wäre mir nicht so lieb. Hab ich richtig vermutet?«

»Nicht ganz. Nachdem du nach zwei Stunden nicht wieder da warst, ging ich zu Zimmer 108 und klopfte an, um zu fragen, ob alles in Ordnung sei. Mr Jonas ... Richard empfing mich recht freundlich, dann sah ich dich reglos auf dem Bett liegen. Einen Augenblick später explodierte mein Kopf. Und jetzt bin ich hier in irgendeinem dunklen Loch. Ich glaube, du bist mir mal wieder eine Erklärung schuldig.«

»In Ordnung. Doch während ich erzähle, können wir versuchen unsere Fesseln zu lösen. Wir setzen uns Rücken an Rücken.«

Sie rutschten in eine Position, die es ihnen ermöglichte, an die Fesseln des anderen zu kommen. Die Knoten des Seils saßen fest und während sie daran herumfummelten, berichtete Justus, was ihm passiert war. Schließlich löste sich seine Fessel. Kurze Zeit später hatte er auch J. J. befreit. Erleichtert rieben sie sich die schmerzenden Handgelenke.

»Und was machen wir jetzt? Wir müssen hier irgendwie rauskommen.«

»Die Tür hat kein Schloss, sondern einen Riegel von außen, soweit ich das vorhin erfühlen konnte. Wir müssten sie aufbrechen. Und das schaffen wir nicht.«

»Warum nicht?«, fragte J. J.

Justus stand auf und tastete sich bis zur Tür vor. Er klopfte dagegen. »Sie hört sich ziemlich dick an. Und das Holz ist keineswegs morsch. Wir würden höchstens blaue Flecken bekommen, wenn wir uns wie im Fernsehkrimi dagegenwerfen würden. Es muss einen anderen Weg geben. Hast du irgendwas bei dir?«

Justus hörte, wie J. J. seine Taschen abklopfte. »Nur meinen Hotelschlüssel, meine Brille und mein Feuerzeug.«

»Feuerzeug? Warum sagst du das nicht gleich?«, rief Justus.

»Willst du etwa die Tür abbrennen?«

»Nein. Aber dann können wir uns wenigstens umsehen.«

Wenig später blitzte es einmal gelb auf und eine kleine Flamme erhellte den Keller. »Schön, dich wieder zu sehen«, sagte J. J. grinsend. Sie inspizierten den Raum. Er war so kahl, wie Justus ihn sich vorgestellt hatte. Allerdings war er weitaus höher als ein normaler Kellerraum: Die Decke lag etwa drei Meter über ihnen. Eine hölzerne Luke war dort eingelassen.

»He!«, rief Justus überrascht. »Vielleicht können wir da oben raus. Unsere Gefängniswärter haben bestimmt nicht daran gedacht, dass wir Licht machen und uns umsehen können. Möglicherweise ist die Luke nicht verschlossen.«

Die Flamme erlosch. »Das Feuerzeug wird zu heiß«, sagte J. J. »Und wir sparen besser mit dem Licht.«

»In Ordnung. Soll ich dich auf die Schultern nehmen? Du kannst versuchen die Luke zu öffnen.«

»Willst du nicht besser auf meine Schultern klettern?«, fragte J. J. »Ich bin der Ältere.«

»Was hat das mit dem Alter zu tun? Ich bin mit Sicherheit der Schwerere. Also los, keine Diskussionen! Wer weiß, wie viel Zeit uns noch bleibt.«

J. J. gab sich geschlagen und setzte sich auf die Schultern des Ersten Detektivs. Dieser stemmte ihn ächzend in die Höhe.

»Kannst du sie erreichen?«

»Ich sehe zwar nichts, aber ... Ja, hier ist die Luke. Sie ist verschlossen. Vielleicht kann ich sie hochdrücken.« Als J. J. seine Hände gegen das Holz presste, ging Justus in die Knie. Schnell sprang J. J. ab.

»Das funktioniert nicht. Dich kann ich tragen, aber wenn du dich zusätzlich gegen die Luke stemmst, breche ich zusammen.«

»Probieren wir es andersrum«, schlug J. J. vor.

Justus kletterte auf seinen Rücken, doch auch dieser Versuch schlug fehl. »Mach noch mal das Feuerzeug an«, bat der Erste

Detektiv. »Da oben ist ein Metallring. Einer von uns könnte sich dranhängen. Vielleicht geht die Luke nach innen auf.«

»Gute Idee, Wie war das doch gleich? Du bist der Schwerere. Dann hängst du dich am besten an die Decke.« Sie versuchten es. Justus bekam den Ring zu fassen und J. J. duckte sich unter ihm weg. Nun hing der Erste Detektiv mit einer Hand unter der Luke. Das Holz ächzte, aber mehr geschah nicht. Justus ließ sich fallen.

»Das Gewicht reicht noch nicht. Wir müssen uns beide dranhängen. Wo sind die Seile, mit denen sie uns gefesselt haben?«

J. J. ließ erneut das Feuerzeug aufflammen. »Ich ahne, worauf du hinauswillst. Wir ziehen die Seile durch den Ring und hängen uns beide dran.«

»Exakt. Versuchen wir es!«

Als sie alles vorbereitet hatten, nahm jeder ein Seilende fest in die Hände und auf Kommando brachten sie ihr volles Gewicht zum Tragen. Es gab ein gewaltiges Krachen, das durch den Kellerraum hallte, und die Luke schwang nach unten auf. Ein Metallriegel war auf der anderen Seite der Falltür aus der Verankerung gerissen. Fahles Licht fiel in den Raum.

»Das war verdammt laut«, stellte Justus fest. »Wenn uns jemand gehört hat, bleibt uns nicht viel Zeit. Los. wir machen eine Räuberleiter!«

J. J. verschränkte seine Hände und Justus stellte seinen Fuß hinein. Mit Schwung wurde er nach oben katapultiert. Er bekam den Rand der Öffnung zu fassen und zog sich nach oben. Dann reichte er J. J. die Hand und half ihm nachzukommen. Sie befanden sich in einem spärlich eingerichteten Wohnhaus. Hinter einem der Fenster war eine Straße zu sehen. Draußen war es dunkel. Neben dem Fenster befand sich eine Tür. »Los, nichts wie raus hier!«, zischte Justus und ging auf die Tür zu. In diesem Moment ging das Licht im Raum an.

»Ihr bleibt, wo ihr seid!«

Justus lief los und wollte die Tür aufreißen, doch sie war ver-

schlossen. Er drehte sich um – und blickte in den Lauf einer Pistole.

Urwaldjagd

Der Revolver lag in der Hand eines kleinen Südamerikaners, den Justus an der Stimme als Arturo identifizierte. Er zielte abwechselnd auf J. J. und Justus.

»Das ihr habt so gedacht, was? Wie habt ihr aufgekriegt die trampa in Boden?«

»War ganz einfach«, antwortete Justus kühl. »Würden Sie uns jetzt bitte gehen lassen? Sie haben mit der ganzen Sache doch gar nichts zu tun.«

»Aber wir«, sagte eine Stimme aus dem Nebenraum. Die Tür öffnete sich und Wendy und Richard Fletcher kamen herein. »Das wäre euch fast gelungen«, sagte Mrs Fletcher. »Wir haben allerdings andere Pläne mit euch.«

»Wenn Sie uns umbringen wollen, hätten Sie das gestern schon tun können«, stellte Justus fest. »Was wollen Sie also von uns?«

Sie trat näher heran. »In ein paar Stunden geht ein Flug von Canaima nach Caracas. Wir werden bei Sonnenaufgang aufbrechen, um rechtzeitig in Canaima zu sein. Und ihr werdet mitkommen.«

»Mitkommen?«, fragte J. J. erstaunt. »Warum?«

»Damit ihr uns nicht im Weg seid«, erwiderte Mr Fletcher. »Wir werden euch unterwegs aussetzen. Ihr werdet den ganzen Tag brauchen, um nach Canaima oder zurück nach Suerte zu gelangen. Bis dahin sind wir längst in den Vereinigten Staaten. Damit sind wir euch los, ohne euch umbringen zu müssen.«

»Das wird Ihnen nichts nützen«, sagte Justus. »Ihre Schmugglergeschäfte können Sie in Zukunft vergessen. Sie werden nie wieder nach Venezuela einreisen können und Ihr sauberer Freund Arturo wird seine Mine schließen können, wenn auffliegt, dass er die Diamanten illegal ins Ausland gebracht hat.«

»Niemand kann beweisen«, mischte Arturo sich ein.

Mrs Fletcher lächelte. »Da hat er Recht. Suerte liegt so tief in der Provinz, dass kein Mensch sich die Mühe machen wird einen kleinen Minenbesitzer zu überwachen. Hier in Venezuela ticken die Uhren etwas anders. Und was uns angeht: Wenn wir das nächste Mal hier sind, werden wir längst eine neue Identität haben. Und diesmal achten wir darauf, dass es keine Verwandten gibt, die uns in die Quere kommen können.«

Justus schwieg. Er hatte keinen Trumpf mehr, den er ausspielen konnte. Wenn es den beiden gelang, Canaima zu erreichen, hatten sie gewonnen. Und Justus wusste nicht, wie er das verhindern sollte.

Arturo bewachte den Ersten Detektiv und J. J. bis zum Morgen grauen, fesselte sie, gab den Fletchers ein kleines Paket mit der neuen Ware und verabschiedete sich. Das Ehepaar verfrachtete die beiden auf den Rücksitz des Geländewagens, stieg ein und fuhr los. Justus hatte gehofft jemanden auf sie aufmerksam machen zu können. Doch die Diamantenstadt schlief noch und er traute sich nicht um Hilfe zu rufen, denn Mrs Fletcher zielte noch immer mit einer Pistole auf ihn. Als sie Suerte verließen, war die letzte Chance vertan.

Die Fahrt durch den Urwald verlief schweigend. Der Erste Detektiv zerbrach sich den Kopf darüber, wie er das Schmugglerpaar aufhalten konnte – ergebnislos. Hin und wieder warf er einen Blick zu J. J. doch der machte ein ebenso ratloses Gesicht. Diesmal konnten sie sich nicht einmal von den Fesseln befreien. Finster starrte er aus dem Fenster und sah die Bäume auf der holprigen Fahrt vorbeischaukeln.

Plötzlich kam ihnen ein Wagen entgegen. Mr Fletcher fuhr ganz rechts, damit beide Autos aneinander vorbeifahren konnten. »Wir sind doch nicht ganz alleine unterwegs.«

»Wir sind doch nicht ganz alleine unterwegs«, sagte Onkel Titus und wies auf das ihnen entgegenkommende Fahrzeug.

»Zum Glück ist die Straße hier breit genug.«

»Straße nennst du das?«, fragte Tante Mathilda, die neben ihm saß. »Ich hoffe, wir sind bald da. Ich kann dieses Geschaukel nicht mehr ertragen. Hoffentlich finden wir Justus in dem Dorf. Wie heißt es doch gleich?«

»Suerte«, sagte Bob vom Rücksitz aus. Er gähnte. Seit gestern Abend waren sie unterwegs und hatten keinen Augenblick geschlafen. Er konnte die wunderschöne Landschaft um ihn herum gar nicht genießen, weil er viel zu müde war. Und der kleine Teil von ihm, der noch wach war, machte sich Sorgen um den Ersten Detektiv.

Onkel Titus lenkte den Wagen an dem anderen Fahrzeug vorbei.

»Hoffentlich ist er in dieser Pension«, fuhr Bob fort. »Sonst weiß ich nicht, wo wir ...«

»He!«, rief Peter plötzlich. »Ist das nicht ... Das war Justus!«

»Was? Wo?« Bob war wieder hellwach.

»In dem Auto! Justus saß auf der Rückbank! Ich bin ganz sicher!«

»Titus, dreh um!«, rief Tante Mathilda. »Schnell!«

Onkel Titus stoppte den Wagen und versuchte zu wenden. Doch der Weg war schon wieder so schmal geworden, dass er nicht weit kam: Bäume und Büsche hinderten ihn daran, das Fahrzeug vollständig zu drehen. »So geht es nicht. Ich muss rückwärts fahren!« Er lenkte den Wagen wieder gerade und legte den Rückwärtsgang ein. »Bob, Peter, ihr seid meine Augen!«

Sie spähten durch die Heckscheibe auf den hinter ihnen liegenden Weg. Der andere Wagen war bereits fast hinter den Bäumen verschwunden. »Etwas weiter rechts«, rief Peter. »Vorsicht, Schlag-«, er wurde heftig durchgeschüttelt, »-loch!«

Onkel Titus erreichte die breite Stelle und es gelang ihm, den Wagen zu drehen. Er gab Gas.

»Los, der Wagen ist schon verschwunden!«, rief Tante Mathilda. »Was wollte der Junge denn in dem Auto?«

Der Jeep kam wieder in Sicht. Onkel Titus drückte auf die Hupe. Doch statt langsamer zu werden, beschleunigte das andere Auto.

»Sie fliehen vor uns«, stellte Bob fest. »Justus ist also nicht freiwillig dort.«

»Schneller, Mr Jonas, sonst verlieren wir ihn«, spornte Peter ihn an.

»Wenn ich noch schneller fahre, bricht der Wagen auseinander. Außerdem: Wir können ihn gar nicht verlieren. Es gibt hier weit und breit keine Abzweigung. Diese Straße führt nach Canaima und nirgendwo anders hin.« Er raste über einen dicken Ast, der auf dem Weg lag. Der Wagen machte einen Satz in die Luft und die Insassen wurden erneut unsanft durchgeschüttelt.

»Sei doch vorsichtiger!«, rief Tante Mathilda und rieb sich den schmerzenden Kopf.

»Was denn nun? Soll ich schneller sein oder vorsichtiger?«, fragte Onkel Titus gereizt.

»Da!«, rief Bob und wies nach vorne. »Der Wagen hält an! Zwei Leute steigen aus!«

»Und jetzt fährt er weiter«, ergänzte Peter.

Onkel Titus drosselte seine Geschwindigkeit, als sie die Stelle erreichten. »Das ist Justus!«, rief er und trat auf die Bremse. Alle sprangen aus dem Wagen.

»Justus!« Tante Mathilda lief auf ihn zu und umarmte ihn stürmisch. »Ist dir auch nichts passiert? Oh, Justus!«

»Tante Mathilda! Onkel Titus, Peter, Bob, was macht ihr denn hier?«

Nun kamen auch die anderen heran und begrüßten ihn stürmisch.

»Befreit uns von den Fesseln!«, ächzte Justus, der sich gegen die Umarmungen nicht wehren konnte. Peter holte sein Taschenmesser hervor und durchtrennte das Seil.

»Ich hätte nicht gedacht, dass wir dich so schnell finden.«

»Warst du wenigstens in Gefahr? Sonst hätte sich die ganze Eile nämlich gar nicht gelohnt.«

»Wir haben alles über das falsche Ehepaar Jonas herausgefunden.«

»Was hast du eigentlich in dem Wagen gemacht?«

Der Erste Detektiv hob abwehrend die Hände. »Ich erkläre euch alles später – und ihr mir hoffentlich auch –, aber erst müssen wir hinter dem Auto her!«

»Hinterher?«, fragte Tante Mathilda. »Aber wieso?«

»Frag nicht, sondern steig ein! Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Der große schlanke Junge, der sich im Hintergrund gehalten hatte, trat nun einen Schritt vor und fragte zaghaft: »Ist noch Platz im Wagen? Ich möchte ungern zu Fuß weiterlaufen.«

»Das ist J. J.«, sagte Justus knapp. »Er ist zum Glück so dünn, dass er noch eine Ecke finden dürfte. Aber nun los!«

Alle stiegen wieder in den Wagen. Justus quetschte sich nach vorne zu Tante Mathilda, die ihn gar nicht mehr loslassen wollte, während Peter, Bob und J. J. auf dem Rücksitz Platz nahmen. Onkel Titus gab Gas und sie nahmen die Verfolgung wieder auf. Auf dem Weg berichteten sie sich gegenseitig in Kurzfassung, was sie erlebt hatten.

»Ihr seid im absolut richtigen Moment gekommen«, sagte Justus erleichtert. »Ich traute meinen Augen nicht, als ich euch in dem Auto sah. Ich dachte schon, ihr hättet mich nicht entdeckt. Aber als ihr dann hinter uns hergefahren seid, entschlossen sich die Fletchers uns kurzerhand rauszuwerfen. Das war die einzige Möglichkeit euch abzuschütteln. Eine Minute haben sie dadurch gewonnen.«

»Die holen wir locker auf«, erwiderte Onkel Titus abenteuerlustig und fuhr noch etwas schneller. Die Anspannung der letzten Tage war mit einem Mal von ihm abgefallen. Es galt nun, den anderen Wagen einzuholen.

Das Auto war nicht mehr zu sehen. Doch es musste noch

immer vor ihnen sein. Nach einer Viertelstunde aufregender Fahrt durch Bäche, tiefe Mulden und über umgestürzte Baumstämme hinweg erreichten sie endlich die ausgebaute Straße nach Canaima. Der letzte Regen hatte sie aufgeweicht, doch hier war das Fahren eine wahre Wohltat im Vergleich zu dem Urwaldpfad.

Sie waren nur noch wenige Meilen von der Stadt entfernt, als Justus sagte: »Sie können uns gar nicht entkommen. Selbst wenn sie Canaima jetzt schon erreicht hätten: Das Flugzeug geht erst in einer Stunde. Bis dahin sind wir längst da.«

»Vielleicht nehmen sie nicht das Flugzeug«, mutmaßte Bob.

»Anders kommt man aus Canaima aber nicht heraus«, mischte J. J. sich ein. »Außer in diese Richtung.«

»Da vorne sind sie!«, rief Peter plötzlich.

Onkel Titus schüttelte den Kopf. »Nein, dieser Wagen kommt uns entgegen, das können sie nicht sein.«

Justus kniff die Augen zusammen. »Doch, das sind sie! Sie ... sie fahren direkt auf uns zu! Und sie werden schneller!«

»Die beiden scheinen gemerkt zu haben, dass sie uns nicht entkommen können«, stellte Bob fest. »Sie wollen uns rammen!«

Die Straße war so schmal, dass zwei Autos nur knapp aneinander vorbeifahren konnten. Der entgegenkommende Geländewagen fuhr jedoch mitten auf der Straße. Er kam immer näher – und wurde schneller.

»Titus, bleib stehen!«, rief Tante Mathilda. »Bremsen!«

Als der Wagen nur noch zwanzig Meter entfernt war, trat Onkel Titus auf die Bremse. Die Räder blockierten und der Jeep rutschte auf der schlammigen Straße weiter. Onkel Titus riss das Steuer herum. Der Wagen stellte sich quer, schlitterte seitlich weg und prallte auf der Fahrerseite mit einem gewaltigen Knall gegen einen Baum. Glas splitterte und die Motorhaube sprang auf. Dann war es still. Nur ein leises Zischen war zu hören, das Wenden des anderen Fahrzeugs, das sich lang-

sam entfernte, und leises Stöhnen.

Justus öffnete die Augen. Er sah sich um. Glas lag überall auf seinem Schoß. Ein Splitter hatte sich in seinen Unterarm gebohrt. Langsam ging er in Gedanken seinen ganzen Körper durch. Abgesehen von seinem blutenden Arm schien alles noch ganz zu sein. Justus versuchte die Beifahrertür zu öffnen. Sie war verbogen und ging erst auf, nachdem er sich mit der Schulter dagegengeworfen hatte. Vorsichtig kletterte der Erste Detektiv aus dem Auto. Dann kümmerte er sich um die anderen. »Alles in Ordnung? Tante Mamilda?«

Sie nickte benommen und schob sich behutsam aus dem Wagen heraus. Peter, Bob und J. J. waren zwar erschrocken, kletterten aber ebenfalls unverletzt ins Freie. Nur Onkel Titus blieb im Auto sitzen. Er biss die Zähne zusammen und starrte auf seinen linken Arm.

»Onkel Titus? Was ist mit dir?«

»Der Arm«, stöhnte er. »Er war im Weg, als diese Wagenseite sich um den Baum wickeln wollte.«

»Komm, wir helfen dir raus!« Mit vereinten Kräften gelang es ihnen, Onkel Titus zu befreien.

Sein Gesicht war schmerzverzerrt. »Ich glaube, er ist gebrochen.«

»Tut es weh, wenn ich ihn berühre?«, fragte Justus und tippte vorsichtig an den Unterarm.

Onkel Titus schrie auf. »Ja, verdammt! Lass das gefälligst!«

»Was machen wir denn jetzt?«, fragte Tante Mathilda verzweifelt. »Hier kommt doch nie im Leben ein Wagen vorbei.«

»Wir müssen zu Fuß nach Canaima«, sagte Peter. »Dort können wir einen Arzt holen.« Er sah auf die Uhr. »In einer knappen Stunde hebt das Flugzeug ab. Vielleicht schaffen wir es sogar noch, die Fletchers aufzuhalten.«

»Niemals.« Justus schüttelte den Kopf. »Auf dieser Straße kommt man nicht schnell voran.«

»Du vielleicht nicht, aber ich«, entgegnete Peter. »Ich laufe

gleich los. Bleibt ihr ruhig hier, ihr seid mir sowieso zu langsam.«

»Ich komme mit«, sagte J. J. »Einer kümmert sich um den Arzt, der andere um die Polizei.«

Peter sah ihn zweifelnd an. »Schaffst du die ganze Strecke?«

J. J. grinste. »Ich bin sportlicher als ich aussehe. Worauf wartest du noch? Wir haben keine Zeit zu verlieren!«

Die schlammige Straße schien sich an ihren Füßen festzusaugen. Jeder Schritt war doppelt so anstrengend wie auf einer normalen Straße. Auch das ungewohnte Klima machte dem Zweiten Detektiv zu schaffen. Innerhalb weniger Minuten schien sein Körper sämtliche Flüssigkeit ausgeschwitzt zu haben. J. J. hingegen machte die Anstrengung wenig aus. Ruhig und gleichmäßig behielt er sein Tempo bei.

»Wie machst du das?«, keuchte Peter, nachdem sie eine halbe Stunde unterwegs waren.

»Ich laufe zu Hause jedes Wochenende zwanzig Meilen«, erklärte er. »Das hält fit.«

Peter verdrehte die Augen. Er war es nicht gewohnt, dass jemand schneller oder ausdauernder war als er. J. J. war beides. Eine weitere halbe Stunde später brannten Peters Lungen. Seine Beine waren schwer wie Blei. Sein ganzer Körper war inzwischen lehmverschmiert. Lästige Mücken benutzten ihn immer wieder als Landebahn. Er blieb stehen und stützte seine Hände auf die Oberschenkel. »Halt!«, krächzte er. »Ich ... kann nicht mehr!«

Auch J. J. war die Erschöpfung anzumerken, doch er wirkte längst nicht so ausgelaugt wie Peter. »Schaffst du es nicht?«

»Wir schaffen es nicht!«, korrigierte Peter. »Das Flugzeug ist vor zehn Minuten gestartet.«

»Hast du es gesehen oder gehört?«, fragte J. J. »Wir sind inzwischen so nahe an Canaima. Wir hätten es hören müssen. Vielleicht hat es Verspätung.«

»Meinst du?«

»Komm, es ist nur noch ein kleines Stück. Das schaffen wir!« Er lief weiter und Peter rappelte sich noch einmal auf, obwohl er am liebsten in den Schlamm gefallen und dort die nächsten Stunden liegen geblieben wäre.

Immer wieder suchten sie den Himmel nach dem Flugzeug ab, das jeden Moment Canaima verlassen musste. Als sie den Stadtrand erreichten, legten sie einen Endspurt ein. Hier war die Straße weniger morastig und sie kamen besser voran. Die Leute starrten hinterher, doch das war ihnen egal. Sie mussten das Flugzeug stoppen!

Als sie den kleinen Flugplatz erreichten, stand die Maschine nach Caracas noch auf dem Rollfeld.

»Halt!«, rief Peter und rannte auf einen Mann in Uniform zu, der offenbar zur Fluggesellschaft gehörte. »Nicht starten! Äh ... ¡No despegar!«

Der Mann starrte ihn an, als käme er aus der Urzeit. Peter sah an sich herunter. Er war von oben bis unten schlammverschmiert, mit nassen, am Kopf klebenden Haaren und hochrotem Gesicht. J. J. machte ebenfalls einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck. »¡No despegar!«, wiederholte Peter. Zu mehr war er nicht in der Lage.

J.J. rettete die Situation: In fließendem Spanisch erklärte er dem Mann etwas, das Peter nicht verstand. Der Uniformierte hörte geduldig zu, dann wurde er sehr aufgeregt, stellte Fragen und verschwand plötzlich im angrenzenden Gebäude.

»Was ... was hast du ihm gesagt?«, keuchte Peter.

»Alles. Er wird das Flugzeug aufhalten.«

Der Zweite ließ sich stöhnend auf den Boden fallen. »Ich werde ... mehr trainieren müssen.«

»Was, laufen?«

»Nein. Spanisch.«

Zufall oder Schicksal?

Titus Jonas kam vergnügt grinsend aus der kleinen Arztpraxis in Canaima heraus. Ein leuchtend weißer Gips zierte seinen linken Unterarm. »Gebrochen«, sagte er. »Zweimal. Das wird einige Wochen dauern.«

Tante Mathilda umarmte ihn. »Gut, dass nichts Schlimmeres passiert ist.«

»Und nun erzählt!«, verlangte Onkel Titus.

»Die Polizei hat auf J. J.'s Drängen das Ehepaar Jonas/Fletcher aus dem Flugzeug geholt und gefilzt«, berichtete Peter. »Und die Diamanten gefunden! Zwar wollten sie nicht das Land verlassen, sondern lediglich nach Caracas fliegen, doch es besteht der Verdacht auf Schmuggel. Das reicht aus, um den Fall weiter zu untersuchen.«

»Und dabei wird herauskommen, dass die beiden noch mehr Dreck am Stecken haben«, fuhr Bob fort. »Bankraub, Geiselnahme und Urkundenfälschung. Das dürfte sie für längere Zeit hinter Gitter bringen.«

»Damit haben die drei ??? einen weiteren Fall gelöst«, sagte Justus. »Nicht zuletzt dank J. J.'s Hilfe.« Er wandte sich an den großen Jungen. »Hiermit ernenne ich dich zum Venezuela-Ehren-Fragezeichen.« Er klopfte ihm anerkennend auf die Schulter.

Tante Mathilda umarmte alle vier gleichzeitig. »Ich bin froh, dass alles gut ausgegangen ist!«, rief sie erleichtert. »Meine Güte, war das aufregend! Gut, dass ich das nicht öfter mitmachen muss!« Sie wandte sich an Justus: »Und was ist mit dir? Bist du enttäuscht, dass die Fletchers Betrüger waren und nicht deine Eltern?«

Justus seufzte. Dann schüttelte er den Kopf. »Eigentlich bin ich ganz froh. Wer weiß, was sich alles geändert hätte, wenn sie es wirklich gewesen wären. Außerdem habe ich ja euch.« Er nahm die beiden noch einmal in den Arm, bevor er sich an

Peter wandte: »Warum ist das Flugzeug nicht pünktlich gestartet?«

Der Zweite Detektiv sah ihn unsicher an. »Das Flugzeug ... hatte ein Leck im Treibstofftank. Das fiel dem Piloten erst kurz vor dem Start auf.«

Justus senkte betroffen den Kopf. »Die Maschine wäre vermutlich abgestürzt, wenn der Fehler nicht bemerkt worden wäre«, murmelte er. »Dann wären Catherine und Julius Jonas ein zweites Mal bei einem Absturz ums Leben gekommen.« Er schwieg. Dann sagte er: »In diesem Fall gab es entschieden zu viele Parallelen zu meinem eigenen Leben. Ist das nun Zufall oder Schicksal?«

Am Abend saßen sie alle in einem kleinen Lokal in Canaima und aßen Hühnchen. Sie hatten sich in ein kleines Hotel eingemietet und den Tag damit verbracht, ihren geschundenen Körpern etwas Ruhe zu gönnen.

»Wir haben uns etwas überlegt«, begann Tante Mathilda. »Wir müssen noch ein paar Tage hierbleiben, um Justus Sachen und seinen Wagen aus der Diamantenstadt zu holen. Und um die Angelegenheit mit dem kaputten Leihwagen zu klären. Der Flug hat uns eine Stange Geld gekostet. Es wäre eigentlich Verschwendung, wenn wir das nicht ausnutzen und noch eine Weile bleiben würden. Titus und ich haben schon seit Ewigkeiten keinen richtigen Urlaub mehr gemacht. Außerdem haben wir unser Gebrauchtwarencenter nun schon vorübergehend geschlossen. Und ihr drei habt Ferien. Was haltet ihr davon?«

»Fantastisch!«, rief Peter. »Ich begreife erst allmählich, dass ich wirklich in Venezuela bin. Die letzten beiden Tage waren so aufregend, dass ich das noch gar nicht genießen konnte.«

»Geht mir genauso«, sagte Bob. »Ich hätte überhaupt nichts dagegen, noch hier zu bleiben. Von mir aus die ganzen Ferien.«

»Wir wollen mal sehen, wie lange das Geld reicht«, schlug

Onkel Titus vor. »Was ist mit dir, J. J.?«

»Ich muss bald wieder zurück nach Iowa«, sagte er. »Aber ich habe bestimmt noch ein paar Tage Zeit, um euch einen Haufen Reisetipps zu geben.«

»Super!«, rief Justus und hob sein Glas. »Lasst uns anstoßen! Auf das glückliche Ende dieses Abenteuers und den Beginn eines neuen!«

Tante Mathilda hob abwehrend die Hände. »Bitte nicht! Ein weiteres Abenteuer machen meine Nerven nicht mit.«

»Tante Mathilda«, sagte Justus vorwurfsvoll. »Wir sind in Südamerika! Du ahnst ja nicht, was uns hier noch alles passieren kann!«

Klirrend stießen die Gläser aneinander.